

Rezensionen

Spolien – steinerne Zitate der Geschichte. Von Römersteinen, Judensteinen und falschen Gräbern (Beiträge des 30. Regensburger Herbstsymposiums für Kunst, Geschichte und Denkmalpflege vom 20. bis 22. November 2015, Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2016; 141 S.: ill.; ISBN 978-3-96018-021-0

Als man im Jahr 2013 eine Schnellstraße zwischen der Halbinsel Álftanes und Gardabær, einem Vorort der isländischen Hauptstadt Reykjavík bauen wollte, wurde noch kurzerhand vor dem Spatenstich ein Baustopp erzwungen. Der Grund für den Stopp waren nicht etwa Umweltorganisationen oder erzürnte Landwirte, durch deren Felder sich die Schnellstraße ziehen sollte, nein – man war überzeugt, dass die Schnellstraße über ein Gebiet verlaufen würde, in dessen Gesteinen noch immer uralte, geheime Völker (Huldufólk) leben. Der Baustopp sollte bewirken, dass diese unsichtbaren Bewohner aus dem Gestein in Ruhe weiterziehen können, und man baute die Straße schließlich mit einer dafür in Kauf genommenen Verzögerung. Nimmt man nun an, dass im Mitteleuropa der letzten knapp 2.000 Jahre und in unserem Fall in Regensburg ähnliche Gepflogenheiten im Umgang mit Steinen herrschten, dürfte sowohl das hier rezensierte Buch als auch in letzter Konsequenz die Rezension selbst nicht existieren. Denn hat man in Island noch bis in die heutige Zeit große Bedenken bei der Versetzung, Verwendung und Zerstörung von Steinen, so zeigt schon der Titel des hier rezensierten Buches, dass man in Regensburg seit jeher einen gänzlich anderen Umgang mit den Steinen pflegte. Dieser Umgang liefert den Stoff für das Buch, wobei der Titel sogleich der größte Kritikpunkt ist, da er nicht die ganze Bandbreite des Themas aufzeigt. Denn Spolien sind bauliche oder bildliche Artefakte, die aus ihrem ursprünglichen baulichen, bildlichen oder inhaltlichen Zusammenhang gelöst wurden und in einen neuen baulichen, bildlichen oder inhaltlichen Zusammenhang gebracht wurden, wie Peter Morsbach in seinem Beitrag definiert, und folglich findet man im Buch auch Beiträge über Glasmalereireste im Regensburger Dom

(Daniel Parelo) oder über das Standbild des Don Juan de Austria (Eugen Trapp). Abgesehen von der Titelgebung ist das Buch sehr gelungen. Neben den drei bereits genannten Beiträgen wurden dafür noch sieben weitere Vorträge aus dem gleichnamigen 30. Regensburger Herbstsymposium für Kunst, Geschichte und Denkmalpflege – dieses fand vom 20. bis 22. November 2015 in Regensburg statt – schriftlich für den Sammelband aufbereitet, die ausgewählten Beiträge lauten wie folgt: *Regensburger Römersteine als Quellen für Spolien* (Thomas Fischer), *„Römersteine“ als Symbole reichsstädtischen Selbstverständnisses* (Gerhard Waldherr), *Vom geraubten jüdischen Grabmal zum Zeichen der Völkerverständigung. Zum Bedeutungspotential einiger Regensburger Steine* (Susanne Härtel), *Die Bauinschrift vom Osttor des römischen Legionslagers: Vom römischen Staatsdokument zur Spolie ... von der Spolie zum Symbol der frühen Regensburger Geschichte* (Karlheinz Dietz), *Mittelalterliche Versatzstücke als „Garanten“ christlicher Architektur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert* (Friedrich Fuchs), *Das Ziborium über dem Grab des hl. Erhard in Niedermünster* (Hans Christian Grünberger) und *Geraubt und geschändet, benutzt und bewahrt. Vom Umgang mit jüdischen Spolien* (Michael Brocke). Dabei überzeugt nicht nur die thematische Vielfalt, sondern auch die dem jeweiligen Thema angemessene Herangehensweise der Referentinnen und Referenten. Das Spektrum reicht dabei von Beiträgen, die grundlegend über das Thema „Spolien“ und die Forschungssituation für Regensburg berichten über Beiträge, welche sich überwiegend deskriptiv mit einer oder mehreren ausgewählten Spolien auseinandersetzen bis hin zu denen, die sich vor allem mit der Funktion, der Intention und den Auswir-

kungen, die mit dem Translozieren eines Artefakts einhergehen, befassen. So zeigt beispielsweise Thomas Fischer das Potenzial auf, das in Römersteinen als Lieferanten für Spolien steckt und gibt einen Überblick darüber, woher das römische Material stammt, wo und wie es erstverwendet wurde und schildert zudem anhand einiger Regensburger Beispiele Zweitverwendungen des Materials. In den Beiträgen von Daniel Parello oder Hans Christian Grünberger hingegen werden Artefakte mit kunsthistorischen und archäologischen Methoden analysiert, man erfährt dadurch als Leser viele interessante Details zu den darin thematisierten Spolien. Die Beiträge von Susanne Härtel, Eugen Trapp und Michael Brocke wiederum sind beispielsweise letzterer Kategorie zuzuordnen, und sie zeigen auf wo es reiben und krachen kann, wenn man sich mit den Regensburger Spolien auseinandersetzt. Am deutlichsten wird dies bei Susanne Härtel, die in ihrem Beitrag auf die Kritik an ihren auf dem Symposium gehaltenen Vortrag reagiert und sich nochmals damit auseinandersetzt. Der Band bietet also durch

seine Vielfalt nicht nur Wissenschaftlern, sondern auch interessierten Laien die Möglichkeit, sich mit dem Thema Spolien in Regensburg zu beschäftigen. Besonders hervorzuheben ist zuletzt noch die aufwendige Gestaltung mit über 130 Abbildungen und Fotografien, der Band wird also nicht nur inhaltlich, sondern auch gestalterisch dem Thema mehr als gerecht. Zusammengefasst, er ist mehr als nur eine reine Verschriftlichung des Herbstsymposiums und er hat außerdem einen Mehrwert, der auch manchen Isländer sofort überzeugen würde. Können diese in ihrem Heimatland anhand ihrer Straßenkarten und kurvigen Straßenverläufe auf ebener Fläche nachvollziehen, wo sich noch heilige Steine befinden, um die man herumgebaut hat, so könnte man ihnen bei einem Besuch in Regensburg ohne Bedenken den Spolienband als Stadtführer zur Hand geben. Man kann sich sicher sein, dass sie bei einem Stadtrundgang damit auch zu unseren interessanten Steinen finden würden.

Benjamin Kürzinger

Daniel Parello, Die mittelalterlichen Glasmalereien in Regensburg und der Oberpfalz ohne Regensburger Dom (Corpus Vitrearum Medii Aevi XIII,2), Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 2015; 495 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-87157-240-1

28 Jahre vor dem hier zu rezensierenden Band ist sein Vorgänger zu den Glasmalereien des Regensburger Doms erschienen. Da die Bearbeiterin dieses zweibändigen Werkes, Gabriela Fritzsche, die auch das jetzt vorgelegte Corpus bearbeiten sollte, abgesprungen ist, dauerte es relativ lang, ehe wieder ein adäquater Wissenschaftler gefunden war, der diese Arbeit übernehmen konnte. Diese Problematik tritt nicht selten in geisteswissenschaftlichen Großprojekten hoher Spezialisierung auf, da der allgemeine Wissenschaftsbetrieb keine entsprechenden Fachleute hervorbringt und die Finanzierungsmodelle eine erforderliche langfristige Nachqualifizierung nicht erlauben bzw. qualifizierten Wissenschaftlern selten die Möglichkeit bieten jenseits von Zeitverträgen ihre Spezialkenntnisse dauerhaft zum Erwerb eines adäquaten Einkommens einzusetzen. Die Verzögerung in diesem hier zu besprechenden Fall hat sich nicht zum Nachteil der Qualität ausgewirkt.

Nach einem Vorwort, das die Bearbeitungsgeschichte knapp umreißt (S. 7 f), den Benutzungshinweisen (S. 9–15) und dem Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur (S. 16–33), folgt die kunstgeschichtliche Einleitung (S. 35–82). In diesem Abschnitt weist der Verfasser bereits auf die ungleichförmige Überlieferung in der Reichsstadt Regensburg einerseits und dem Oberpfälzischen Gebiet andererseits hin. Er begründet das mit der unterschiedlichen historischen Entwicklung: Regensburgs Blütezeit im Hochmittelalter war auch die Blütezeit der Glasmalerei, daraus erklärt sich die enorme Menge an überlieferten Glasgemälden v. a. in den Klosterkirchen. Der nachmittelalterliche Niedergang Regensburgs hemmte die Modernisierung und damit die Vernichtung des Alten. Hinzu kommt, dass die Reichsstadt aus den kriegerischen Ereignissen seit dem Mittelalter relativ glimpflich davon kam. Anders die Oberpfalz: Sie wurde bereits am Ende des Mittel-

alters von den Hussitenkriegen schwer in Mitleidenschaft gezogen, den pfalzgräfllich geförderten calvinischen Bilderstürmereien fiel wahrscheinlich etliches der Glasmalereiüberlieferung zum Opfer und durch den dreißigjährigen Krieg ging nochmals Vieles verloren. Vergessen hat der Autor den bayerischen Erbfolgekrieg, der besonders den ländlichen Raum, auch die Kirchen, schwer in Mitleidenschaft gezogen hatte. Der Umfang des oberpfälzischen und des regensburgischen Kataloganteils verdeutlicht diese Aussage: 69 Seiten für die Oberpfalz und 197 Seiten für Regensburg, also fast dreimal so viel.

Der eigentliche Katalogteil beginnt S. 87, er ist geordnet nach der alphabetischen Abfolge der Stand- bzw. Aufbewahrungsorte der Glasmalereien vor 1550. So beginnt der Katalogteil mit Amberg, den Chorfenstern der Hauskapelle der pfalzgräflichen Residenz (S. 87–101). Dieser Abschnitt ist gegliedert, wie alle nachfolgenden: Bibliographie, gegenwärtiger Bestand, Geschichte des Baues, Geschichte der Verglasung, Erhaltung, Rekonstruktion, ikonographisches Programm, Komposition, Ornament, Farbigkeit, Technik, Stil, Datierung. Jeder Beschreibung ist auch ein Grundriss des jeweiligen Bauwerkes mit der Lage der zu besprechenden Fenster beigegeben. Dann folgt der eigentliche Katalogteil, in dem nochmals jedes Fenster einzeln nach Erhaltung, Ikonographie und Komposition beschrieben wird. Es folgt die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Chammünster, aus der nur spärliche Fragmente überliefert sind, die aber zumindest eine Rekonstruktion der hochgotische Verglasung des Chores zulassen. Ähnliches gilt für die spätgotische Verglasung des Langhauses, zu der aber auch noch schriftliche Zeugnisse existieren (S. 102–114). Kaum die spärlichen und vernachlässigten Glasmalereifragmente in der Pfarrkirche St. Stephan in Edelsfeld lassen kaum Aussage zu (S. 115–119). Deutlich mehr und aussagekräftiger bemalte Glasfenster sind in der Ursulakapelle in Geisling erhalten, einer Kapelle, die wohl zu einer Burg der Familie Auer gehörte (S. 120–131). In der Pfarrkirche St. Martin in Kaltenbrunn haben sich aus der mittelalterlichen Kirche lediglich zwei Rundscheiben nach dem Brand von 1755 erhalten (S. 131 f.). Die wenigen erhaltenen mittelalterlichen Glasmalereien in der Pfarrkirche St. Johannes Baptista scheinen

einer Werkstatt zu entstammen, die am Regensburger Dom gearbeitet hat (S. 133–141).

Die folgenden Abschnitte gelten den Regensburger Glasmalereien. Am Anfang steht natürlich die seit dem 8. Jahrhundert bestehende Benediktinerabtei St. Emmeram. Obwohl nur zwei Fragmente der Kreuzgangverglasung aus dem beginnenden 16. Jahrhundert im Original überliefert sind (vgl. S. 162, Nr. 13 und Abb. S. 161, Fig. 128), da wahrscheinlich schon 1624 durch die Explosion des städtischen Pulverturms nahe dem Kloster die meisten Scheiben zerstört worden sind, lassen sich anhand der schriftlichen Überlieferung die Programme der Verglasungen in den verschiedenen Gebäuden des Klosters gut rekonstruieren (S. 142–163). In der Dominikanerkirche St. Blasius haben sich nur „in einigen wenigen Maßwerkzwickeln des Prachtfensters über dem Westportal ... Farbverglasungen erhalten“. Außerdem gibt es Berichte über die Verglasung des Kreuzganges (S. 164–171). Ganz anders liegen die Verhältnisse im Dominikanerinnenkloster Heilig Kreuz. Dort haben sich in den 20 Fenstern des Kreuzganges in den Maßwerken 117 Scheiben erhalten (S. 171–199). Aus der Karthause Prüll, südlich oberhalb der ehemaligen Reichsstadt gelegen, haben sich zwei Stifterfenster mit insgesamt 14 Scheiben aus der Zeit um 1513 erhalten, die heute im Bayerischen Nationalmuseum aufbewahrt und ausgestellt werden. Dargestellt sind Herzog Albrecht IV. und seine Frau Kunigunde, Tochter Kaiser Friedrichs III. und deren Sohn Wilhelm IV. Der Bearbeiter hebt mit Recht die ungewöhnliche ikonographische Verschränkung von wittelsbachischer und kaiserlicher Familie in diesen Glasmalereien hervor (S. 199–221).

Mit Abstand den größten Raum in diesem Werk nimmt die Beschreibung der Farbfenster der Minoritenkirche St. Salvator in Regensburg ein. Schon die mehr als zweiseitige Bibliographie lässt die Bedeutung dieses Komplexes für die Wissenschaft erkennen. Parello gießt die Erkenntnisse des umfangreichen Diskurses in einen breiten Inventarartikel, dessen Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Er stützt sich weitgehend auf die Ausführungen von Jolanda Drexler, Die Chorfenster der Regensburger Minoritenkirche (Studien und Quellen zur Kunstgeschichte Regensburgs 2) Regensburg 1988, was die Rekonstruktion und die Deutung der

Chorfenster anbelangt. Aber er bietet darüber hinaus auch noch alle Informationen zur Verglasung des Langhauses und der Erstverglasung des Chores (S. 222–302). Der Komplex der Regensburger Glasmalereien wird abgerundet durch die Beschreibungen der Wappenscheiben aus der Neupfarrkirche (S. 303–312) und dem Reichsaal bzw. dem kurfürstlichen Nebenzimmer des Alten Rathauses (S. 313–323). Beide Komplexe stammen aus der Endphase des Bearbeitungszeitraumes CVMA. Schließlich wird noch das Sammlungsgut des Historischen Museums der Stadt Regensburg behandelt, das zum weit überwiegenden Teil nicht aus Regensburg oder der Oberpfalz stammt (S. 324–340).

Nach dem Regensburg-Komplex werden noch dem Alphabeth folgend drei oberpfälzische Standorte behandelt: Seligenporten, in der heutigen Pfarrkirche, der ehemaligen Klosterkirche der Zisterzienserinnen, haben sich nur einige ornamental gestaltete Maßwerkfüllungen erhalten (S. 340–345). Speinshart, aus der Praemonstratenser Stiftskirche ist eine Abzeichnung des Wurzel-Jesse-Fensters im Chorscheitel überliefert, die wichtige Zusammenhänge zum Regensburger Dom erkennen lässt (S. 346–351) und schließlich Sulzbach, wo sich ein Fragment einer farbigen Inschrift auf Glas im Bereich der Burg gefunden hat. Letzteres Stück stellt nicht nur das älteste bemalte Glas im Untersuchungsraum dar, vermutlich aus dem 9./10. Jahrhundert, sondern auch eines der bemerkenswertesten Stücke, da seine Fundlage und seine archäologische Fundvergesellschaftung

darauf hindeuten, dass es sich um bemaltes Glas aus dem profanen und nicht aus dem kirchlichen Bereich handelt (S. 351 ff).

Den Abschluss des Corpusbandes bildet eine Zusammenstellung der verlorenen oder verschollenen Glasmalereien (S. 355–368). Unter der Überschrift ‚Regesten‘, findet sich eine Sammlung von Texten zu oberpfälzischen Glasmalereien, wieder nach Orten alphabetisch geordnet (S. 369–381), der Tafelteil (S. 385–464), die Register (S. 465–485), der Bildnachweis (S. 487) und schließlich der weltweite Stand der Veröffentlichungen des CVMA (S. 489–495). Es ist noch darauf hinzuweisen, dass sich auf der Rückseite des vorderen Buchdeckels und der Schmutzseite die Karte des Untersuchungsgebietes und an selber Stelle am Schluss des Bandes eine buchhohe Rekonstruktion der Farbverglasung der drei figürlichen Chorhauptfenster der Regensburger Minoritenkirche finden, letztere ist auch S. 239 abgebildet.

Mit diesem Corpus-Band ist insbesondere für Regensburg, aber eben auch für die Oberpfalz ein Teilbereich der Mittelalterforschung in vorbildlicher Weise grundlegend bearbeitet und erschlossen. Man würde sich wünschen, dass auch andere historische Disziplinen wieder die Kärnerarbeit der Grundlagenforschung ins Zentrum ihrer Bemühungen stellen und nicht die geheimniskrämernden und von Scheinsuperlativen überfrachteten Geschichtserzählungen vieler sogenannter Dokumentarfilme und der zahllosen populärwissenschaftlichen Zeitschriften.

Heinrich Wanderwitz

Ludmila Kvapilová, Steinskulptur in der Oberpfalz um 1400, Regensburg: Schnell und Steiner 2016; 104 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-7954-3051-1

Die historische Oberpfalz, genauer gesagt: jener Teil der heutigen Oberpfalz, der im Mittelalter zur Kurfürstentum gehörte und von Amberg aus regiert wurde, erlebte um 1400 eine kurze intensive Blütezeit, die sich in skulpturalen Zeugnissen besonders schön nacherleben lässt. Vor allem in Kirchenbauten, die damals im Auftrag der Pfalzgrafen bei Rhein oder aber von den Städten selber errichtet oder ausgebaut worden sind, haben sich figürlich gestaltete Schlusssteine, Konsolen und Wandreliefs, aber auch freiste-

hende Skulpturen aus Stein erhalten, die eine einprägsam eigenwillige Sprache sprechen. Sie unterscheiden sich jedenfalls von den Bildwerken, die zu jener Zeit in den bayerischen Kunstzentren Regensburg, Landshut, Passau und Straubing geschaffen worden sind, stilistisch recht deutlich. Die auf die spätgotische Skulptur des süddeutschen Raums spezialisierte Kunsthistorikerin Ludmila Kvapilová – sie arbeitet derzeit am Diözesanmuseum Bamberg – hat die skulpturalen Bestände der Region photographisch

und wissenschaftlich in der nötigen Gründlichkeit erfasst und ihre Erkenntnisse in einem erfreulich gut lesbaren Buch zusammengefasst.

Lässt sich die um 1380/1390 geschaffene vollplastisch lebensgroße Statue des hl. Wenzel an einem Chorstrebebfeiler der Pfarrkirche St. Maria in Sulzbach motivisch und stilistisch noch mit Prag und der böhmischen Kunst verbinden – Sulzbach war 1355 zum Verwaltungszentrum Neuböhmens ernannt worden –, wird man in den plastischen Arbeiten, die in den Jahrzehnten danach in den kurlpälzisch geprägten Städten, vor allem in der Residenzstadt Amberg, im Vitztumamt Nabburg und in der Benediktinerabtei St. Peter in Kastl entstanden sind, allenfalls stilistische Verbindungen zu bildhauerischen Traditionen in Nürnberg entdecken können.

In vier überregional bedeutsamen Werken gipfelt die Kunst der oberpfälzischen Steinbildhauer. Die von den Amberger Bürgern errichtete schöne weite Hallenkirche St. Martin birgt zwei dieser Monumente. Das von der Familie Rutz gestiftete, leider in schlechtem Zustand überkommene Relief mit der plastisch tiefen Darstellung der Ölbergszene schiebt die beteiligten Figuren – den betenden Christus, das ihm zugewandte Haupt Gottvaters, die drei hockend schlafenden Jünger und die hinter einem Felsen anrückenden Soldaten – extrem dicht zusammen. Hier begegnen uns zum ersten Mal jene gedrungenen Figuren mit bärtigen Charakterköpfen, die auch in anderen Kirchen Ambergs ihre Auftritte haben und die mit den vollplastischen farbigen Stifterfiguren an der Westwand des Mittelschiffs der Klosterkirche in Kastl eine verblüffenden Familienähnlichkeit haben. All diese Skulpturen dürften aus der gleichen Werkstatt stammen.

Das zweite überragende Werk in der Amberger Pfarrkirche ist das Grabmal des jung gestorbenen Pfalzgrafen Ruprecht Pipan. Auf der mit Schriftrollen dekorativ gesäumten Deckplatte gewinnt die Figur des liegenden Pfalzgrafen mit Rüstung, Fahne und Wappenschild eine ganz ungewöhnliche plastische Lebendigkeit. Die Hochreliefs an den Außenwänden der Tumba aber lassen trotz Beschädigungen ein auf das Wesentliche sich konzentrierendes erzählerisches Temperament erkennen.

Die Amberger Bauhütte von St. Martin dürfte auch das ausdrucksvolle Vesperbild aus Sandstein im Karner von Rottendorf bei Nabburg geschaffen haben, bei dem Maria im Schmerz erstarrt zu sein scheint. Dass ein solches Erbärmdebild in der Region aber auch ganz anders gestaltet werden konnte, zeigt der Vergleich mit dem farbig subtil gefassten Vesperbild, das im nahen Nabburg in einer Seitenkapelle der Pfarrkirche St. Johannes aufgestellt ist. Ludmila Kvapilová hat diesem Werk ein ganzes Kapitel gewidmet. Sie zeigt uns, dass wir einem der frühesten Werke des dramatisch verschärften Typs der Pieta gegenüberstehen. Der Körper des toten Sohnes liegt nicht harmonisch im Schoß seiner Mutter, er ist frontal dem Betrachter zugewandt, der Kopf ist nach hinten gesackt, der rechte Arm aber nach unten auf den Boden gefallen. Alle Dramatiker der Bildhauerkunst werden später bei diesem Thema zu ähnlichen Lösungen kommen. Die wunderbare Pieta, die Ignaz Günther 1774 für die Friedhofskapelle von Nenningen bei Geislingen geschaffen hat, sein letztes bekanntes Werk, wirkt jedenfalls wie eine späte Hommage an dieses Pionierwerk im oberpfälzischen Nabburg.

Gottfried Knapp

Guidrun J. Malcher, Die Oxen-Connection. Die internationale Vermarktung von Ochsen – ein unbekannter Wirtschaftszweig in Regensburg vom Mittelalter bis in die Neuzeit, Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2016; 176 S.: ill.; ISBN 978-3-96018-020-3

Die Geschichte der Beziehungen von Menschen und Tieren ist in den letzten Jahren langsam, aber sicher immer mehr in das Zen-

trum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt. Immer öfter ist daher auch von einem „animal turn“ die Rede¹. Dass ferner

¹ Vgl. etwa Harriet RIVO, On the animal turn, in: *Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences* 136 (2007) Nr. 4, S. 118–122 und Aline Steinbrecher, „In der Geschichte ist viel zu wenig von Tieren die Rede.“ (Elias Canetti). *Die Geschichtswissenschaft und*

die breite Öffentlichkeit die Erweiterung unseres Wissens über die historische Dimension tierisch-menschlicher Einlassungen schätzt, war sehr schön abzulesen an der Tatsache, dass Ulrich Raulffs Buch über den „kentaurischen Pakt“, also die Nähe von Mensch und Pferd, sich zeitweilig sogar in den Bestsellerlisten wiederfand².

In diesem Kontext kommt Gudrun Malchers Buch über die Vermarktung der ungarischen Ochsen in der Vormoderne gerade zur rechten Zeit. Wie die Autorin bereits im Untertitel ihres Werkes anklingen lässt, handelt es sich dabei tatsächlich um ein verhältnismäßig wenig bekanntes Phänomen, gerade mit Blick auf die Lokalgeschichte Regensburgs. Über Jahrhunderte wurden große Ochsenherden aus Ungarn durch Süddeutschland getrieben, um den Fleischbedarf in den wachsenden Städten zu decken. Die ungarischen Grauoachsen waren für diese Form der Lieferung frischen Fleisches die idealen Tiere, da sie als sehr widerstandsfähige Kreaturen gelten dürfen. Denn der Fleischverlust bei diesen verhältnismäßig großen Geschöpfen war auch nach mehreren Wochen vergleichsweise gering. Nicht nur bei Liebhabern von Wildwestfilmen dürfte bei der Vorstellung großer, oft mehrere hundert

oder sogar tausend Tiere umfassenden Trecks die Fantasie angeregt werden. Schon die Quantität der Ochsen auf diesen Zügen legt nahe, dass es sich um ein lukratives Geschäftsmodell gehandelt haben muss, das wohl bereits im 13. Jahrhundert auch von Regensburger Kaufleuten betrieben wurde. Es lässt sich bis in das 19. Jahrhundert hinein belegen. Den Schwerpunkt des Handels mit dem Hornvieh in Regensburg lokalisiert Malcher im Westen der Stadt (S. 95). Interessant sind auch die Ausführungen zu den Altstraßen. Auf welchem Weg gelangten die Tiere eigentlich nach Regensburg? Die Autorin folgt dem Verlauf der Ochsentrecks quer durch Österreich und Bayern und kann anhand verschiedener Indizien mehrere verschiedene Routen ausmachen. Gudrun Malcher hat ein spannendes Buch über ein wichtiges Kapitel süddeutscher Handels- und Ernährungsgeschichte geschrieben. Zugleich ist ihr ein historisch fundiertes Plädoyer für eine nachhaltige Fleischwirtschaft gelungen, das gerade in Zeiten, in den fast 99 Prozent des in Deutschland konsumierten Fleisches industriell erzeugt werden³, in ökologisch bewussten Kreisen besondere Aufmerksamkeit erhalten dürfte.

Bernhard Lübbers

ihre Auseinandersetzung mit den Tieren, in: Carola OTTERSTEDT – Michael ROSENBERGER (Hg.), *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2009, S. 264–286, hier S. 283.

² Ulrich RAULFF, *Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung*, München 2015.

³ Vgl. anstelle vieler Literaturtitel den Bestseller von Jonathan Safran FOER, *Tiere essen*, Köln 2010.

Christoph Wagner – Dominic E. Delarue (Hg.), *Michael Ostendorfer und die Reformation in Regensburg* (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte 27) Regensburg: Schnell & Steiner 2017; 512 S.: ill.; ISBN 978-3-7954-3224-9

Anlässlich des Jubeljahres 2017, zur fünf-hundertsten Wiederkehr des Thesenanschlags durch Martin Luther in Wittenberg, veranstaltete das Historische Museum in enger Kooperation mit dem Institut für Kunstgeschichte eine umfangreiche und aufwändige Ausstellung, zu der ein großzügig bemessenes Katalogbuch erschien, das im Rahmen der Regensburger Studien zur Kunstgeschichte von Christoph Wagner und Dominic E. De-

larue herausgegeben wurde. Wie das Vorwort nahelegte (S. 13–15), sollte damit der Regensburger Maler und Holzschneider Michael Ostendorfer (gest. 1559), der „große Unbekannte der Kunstgeschichte“, einem breiteren Publikum vorgestellt und sein Anteil an der Etablierung des Luthertums im zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts in der römisch-katholisch geprägten Domstadt erläutert werden. Sehr zum Erstaunen des Re-

zensenten wurde hier der international bedeutende Künstler Albrecht Altdorfer (gest. 1538) gleichsam als Gegenpol zu Ostendorfer nun als ein „Protagonist einer altgläubigen Bildpropaganda“ bezeichnet (S. 14). Das hat in dem von Wagner und Jehle herausgegebenen Altdorfer-Sammelband 2012 (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte 17) noch ganz anders geklungen, wo eine Reihe von Universitätsprofessoren und ihre Satelliten in den vermenschlichten Ikonografien die heraufdämmernde Reformation beschworen. Weiters missfiel dem Rezensenten gleich zu Beginn der Begriff „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“ (S. 14). Auch wenn es stimmt, dass Martin Luther in der theologischen Diskussion öfters nationalistisch argumentierte und so das Klima in den deutschsprachigen Ländern vergiftete, war dies nicht die offizielle und gebräuchliche Bezeichnung für jenes Staatengebilde, dem das international agierende Haus Österreich über Jahrhunderte hinweg vorstand.

Das Buch mit dem Titel ‚Michael Ostendorfer und die Reformation in Regensburg‘ stellte sich aber dann doch als ein gründlich recherchiertes, kunst- und kulturgeschichtlich orientiertes Kompendium unterschiedlichster Artikel und Katalognummern heraus, auch wenn der Rezensent nicht mit allen vorgestellten Thesen konform geht. Die gediegene Ausstattung, die klare Strukturierung und die reiche Bebilderung halfen jedenfalls dem Leser, sich in den unterschiedlichsten Themenbereichen schnell zurechtzufinden. Siebenundsiebzig Kunstwerke unterschiedlichster Provenienz, Gattung und Technik entfalten ein breites Panorama der recht komplizierten und zum Teil widersprüchlichen Zeitumstände, in deren Mitte Michael Ostendorfer sein Œuvre schuf (siehe hierzu Wagner, S. 125–151), das leider – wie Anette Kurella darlegte (S. 279–311) – in äußerst schlechtem Erhaltungszustand die Jahrhunderte überdauert hat. Gerade das Historische Museum ist im Besitz eines relativ großen Werkkomplexes, der seit Jahrzehnten erstmals wieder gesichtet, bewertet und beschrieben wurde. Hierbei wurde klar, dass Michael Ostendorfer zwar ein begabter Zeichner und Holzschnittillustrator, jedoch kein versierter Maler war. Neben Frühschwundrissen in der Malfläche, also Beschädigungen schon während der Entstehungszeit, konnte weiters festgestellt werden, dass er die Vorzeichnung

akkurat auf die präparierte Tafel pauste und auch beim Malen sodann die Grenzen der Farbflächen penibel einhielt, die er noch zusätzlich mit Konturstrichen gegeneinander absetzte. Dadurch war es ihm nicht möglich fließende Übergänge zwischen den einzelnen Bildelementen wie beispielsweise Figur und Umraum oder atmosphärische Wirkungen zwischen Vorder- und Hintergrund in seinen Gemälden hervorzubringen, wofür Albrecht Altdorfer geschätzt wurde.

Der einleitende Artikel von Klaus Unterburger bot einen ausgezeichneten Abriss der Regensburger Religionsgeschichte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, angefangen bei den reformwilligen Bettelorden, die auch in Regensburg vertreten waren, über das katholische Bündnis süddeutscher und österreichischer Territorien im Jahre 1524, an dem Erzherzog Ferdinand I. von Österreich und Kardinal Lorenzo Campeggio teilnahmen, das berühmte Regensburger Religionsgespräch, das während des Reichstages 1541 stattfand, bis hin zur Annahme des lutherischen Glaubens durch den Stadtrat unter dem Vorsitz des Juristen Doktor Johann Hiltner 1542. Abgerundet wurde dieser Essay durch die Referierung der Umstände, die Regensburg zur Hochburg eines strengen Luthertums machten, wofür hauptsächlich der Theologe Nikolaus Gallus (gest. 1570) verantwortlich war. In diesem Klima entstand Ostendorfers Reformationsaltar 1554/55 (keine eigene Katalognummer), der das Hauptwerk der Ausstellung und aufgrund seiner lutherischen Ikonografie nicht aber durch seine künstlerische Qualität von überregionaler Relevanz ist.

Delarue (S. 201–243) hat in seinem Beitrag, der einer der zentralen Haupttexte des Katalogbuches war, anhand von drei Holzschnittzyklen, die der Buchillustration zuzurechnen sind und des erwähnten Altarretabels, den bildkünstlerischen Anteil Michael Ostendorfers an der Regensburger Reformation ausführlich beschrieben. Die religiöse Botschaft war offenbar, die Bedeutung des Evangeliums für das eigene Leben hervorzuheben und damit Christus quasi als neuen und reinen Adam zu begreifen. Auch wenn der Artikel im Gesamten eine exzellente Zusammenschau unterschiedlichster Werke darstellte, waren die Passagen über die Druckgrafik letztlich dann doch eher typografische Studien, während die Analyse des

Altarretabels insgesamt kunsthistorisch und recht breit angelegt war. Leichte Bauchschmerzen bekam der Rezensent allerdings beim Vergleich des Reformationsaltars mit Dieric Bouts ‚Abendmahlaltar‘ und mit Rogier van der Weydens ‚Sakramentsaltar‘, liegen doch zwischen dem Regensburger und den beiden Niederländern Welten. Ergänzend dazu lieferte Daniel Rimschl eine ausführliche Beschreibung des ‚Reformationsaltars‘ und konnte den oben bereits erwähnten Theologen Nikolaus Gallus in zwei Porträts identifizieren (S. 245–253).

Rimschl gelang darüber hinaus eine sehr schön zu lesende Biografie Ostendorfers (S. 55–63), in der er dafür plädierte, den Künstler nicht nach den Regeln der klassischen Stiltheorie zu bewerten. Der Rezensent fragt sich warum denn nicht? Ich glaube das liegt nach den Ausführungen von Anette Kurella auf der Hand, die – im Vergleich mit erstangigen Künstlern – ein sehr düsteres Bild von Ostendorfers Maltechnik zeichnete. Zur Erläuterung dessen sei auf den ‚Mömpelgarder Altar‘ im Kunsthistorischen Museum Wien verwiesen (Gemäldegalerie, Inv.Nr. 870). Hier wurde auch ein Frühwerk Ostendorfers erwähnt, der sogenannte ‚Eligiusaltar‘ (Kat. Nr. 9), der als Zunftaltar der Regensburger Goldschmiede in der Pfarrkirche Sankt Rupert seine Aufstellung fand. Es war deutlich zu erkennen, wie sehr der Künstler zu Beginn seiner selbständigen Laufbahn noch von Kompositionen Albrecht Altdorfers abhängig war, da viele der Figurentypen denen im ‚Sebastiansaltar‘ im Augustiner-Chorherrenstift Sankt Florian (OÖ) entsprechen. Das Goldschmiederetabel dürfte sein erstes Großwerk nach seiner 1519 erlangten Meisterschaft gewesen sein. Schließlich haben sich aus dieser Frühzeit noch zwei ziemlich provinzielle Tafeln eines Marienretabels erhalten, auf denen ikonografisch gesehen einmal Maria als Herberge für ihren Sohn Jesus Christus dargestellt wurde (Heimsuchung Mariens), während die andere Tafel Maria als Königin des Weltalls repräsentiert (beide Kat. Nr. 10).

Rimschl hat von diesen Frühwerken ausgehend in dem Artikel auch Ostendorfers Stellung als Hofkünstler des Pfalzgrafen Friedrich II. (1482–1556) in Neumarkt in der Oberpfalz erläutert (Aufenthalt belegt von 1536 bis 1545), der zeitweilig ein Parteigänger des Hauses Österreich war und im

Auftrage des Kaisers Karl V. den Oberbefehl jenes Reichsheers übernahm, das im Heerzug gegen die Türken 1532 Österreich und Westungarn von einfallenden Türken säubern sollte. Zu diesem Heerzug schuf Ostendorfer einen monumentalen Holzschnittfries in der stilistischen Nachfolge des Triumphzugs Albrecht Altdorfers und anderer Künstler für Kaiser Maximilian, der mit ‚Wahrhaftige Beschreibung des anderen Zugs in Österreich wider den Türken‘ betitelt wurde und 1539 entstanden ist. Leider wurde dieses kultur- und kunstgeschichtlich bedeutende Werk seiner Hand nicht in Regensburg gezeigt.

Im Anschluss an Ostendorfers historischer Illustrationsgrafik möchte der Rezensent den Beitrag von Gerald Dagit erwähnen (S. 175–189), der sich sachkundig mit einem Monumentalholzschnitt von der Hand des Münchener Hofmalers Hans Mielich (1517–1573) beschäftigte und das Heerlager Kaiser Karls V. vor Ingolstadt im Jahre 1536 und damit eine Episode im Schmalkaldischen Krieg (sog. Donaufeldzug) veranschaulicht. Dieser Riesenholzschnitt, der sich zwar im Besitz des Historischen Museums befindet, aber rein gar nichts mit Michael Ostendorfer zu tun hat, wurde im Auftrag des Hauses Bayern geschaffen und sollte in ruhmredigen Darstellungen diesen Heerzug minutiös gleichsam als Tatsachenbericht schildern. Dagit entpuppte sich in der Beschäftigung mit den historischen Gegebenheiten als talentierter Erzähler in einem angenehm zu lesenden Deutsch, das heute eher schon Seltenheitswert besitzt. Dennoch kam die kunsthistorische Bewertung etwas zu kurz, insbesondere die Frage nach Intention und Präsentation derartig riesiger Holzschnitte. Hierfür muss man etwas in die Zukunft blicken und erkennen, dass diese Papierillustrationen quasi Vorläufer jener monumentalen Historienbilder gewesen sind, die zahlreich in Wiener Palästen erhalten sind. Da in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland noch nicht die Leinwandmalerei Einzug gehalten hatte und derartig monumentale Tafelbilder unmöglich herzustellen waren, wurde auf das Druckmedium zurückgegriffen, auch um sich die Kosten für teure Tapisserien zu ersparen.

Hierzu wurden einige Stadtansichten Regensburgs unter anderem von Ostendorfer präsentiert (Kat. Nr. 35 und 36), die zum Teil absurde Kommentierungen erfuhren. Melanie

Kraft beispielsweise interpretierte die Himmelsrichtung „Mitternacht“ nicht als Norden, sondern tatsächlich als Tageszeit und wundert sich daher, warum auf dem Holzschnitt all die bunten Häuschen der Stadt zu sehen sind: „Nicht nur wird also der gezeigte Schauplatz benannt (...) sondern sogar die Uhrzeit wird angegeben, zu welcher Regensburg festgehalten wurde. Die Kolorierung des Holzschnitts lässt allerdings nicht vermuten, dass es sich hier um eine nächtliche Wiedergabe handelt.“ Ein ordentliches Lektorat und eine Korrektur hätte ihr nicht nur diesen Fauxpas erspart, sondern eine Vielzahl von Plattitüden und Stillblüten etwa in den Texten von Katharina Frank (S. 313–325), Michael Hofbauer (S. 327–341), Barbara Muhr (S. 431–445) und eben Melanie Kraft (S. 459–477) verhindern können, die allesamt Schüler von Wagner sind.

Der zweite Haupttext im Katalogbuch war jener von Daniel Rimsl (S. 65–89), der sich mit der Wallfahrt zur Schönen Maria in Regensburg auseinander setzte, die im Wesentlichen von 1519 bis 1525 aktiv war. Ihm ist es zu verdanken, dass die Magenkrämpfe, die der Rezensent beim Lesen des Altdorfer Sammelbandes 2012 (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte 17) erlitten hat, wieder abgeklungen sind. In seinem fabelhaft recherchierten Beitrag konnte der seinerzeit denunzierte Sankt Emmeramer Benediktiner-Mönch Christoph Hoffmann rehabilitiert werden, der mit dem Domprediger Balthasar Hubmair (1485–1528) verwechselt wurde. Auch die anderen Geschichtsverfälschungen konnten nun behoben werden und es gelang ihm sogar, die Bestrebungen eines Wiederauflebens der Marienwallfahrt bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein zu belegen. Allerdings geht seine Meinung, Albrecht Altdorfer habe die Oberleitung für die künstlerischen Fragen im Zusammenhang mit der Errichtung der Wallfahrtskirche und deren Ausstattung besessen, in die falsche Richtung. Der Architekt und Baumeister Hans Hieber (gest. 1522) war der Bauleiter und das Mastermind des für damalige Verhältnisse riesigen Unterfangens und ihm ist es zu verdanken, dass der Augsburger Repräsentationsstil *all' antica* in Regensburg eingeführt und von Albrecht Altdorfer begierig aufgenommen wurde.

Rimsl hat auch einen bislang eher unbeachteten Holzschnitt mit dem Abbild des

Gnadenbildes vorgestellt (Abb. 9 auf S. 76, leider nicht ausgestellt), auf dem die ursprüngliche Präsentation der von Albrecht Altdorfer angefertigten Tafel im Stile einer Ikone der Ostkirche zu sehen ist, die heute als wertvolle Leihgabe des Kollegiatstifts Sankt Johann im Diözesanmuseum verwahrt wird. Der von Rimsl (wieder-) entdeckte Holzschnitt, der das Werk eines versierten Illustrationsgrafikers ist, zeigt das Gnadenbild in einem von kostbarer textiler Ausstattung gekennzeichneten Ambiente. Anette Kurella, die das originale Gemälde von Altdorfer untersuchte, fand deutliche Hinweise dafür, dass der Holzschnitt die tatsächliche und historische Präsentation wiedergibt. Leider fand auch das von Altdorfer gemalte Gnadenbild nicht den Weg in die Ausstellung, weshalb wohl Rimsl dieses auch sehr stiefmütterlich behandelt hat.

Hierzu passt der bemerkenswerte Artikel von Christian Scholl (S. 361–395), in dem eine kunsthistorische Entwicklungslinie von der Wallfahrtskirche zur Schönen Maria, die ab 1542 Neupfarrkirchen genannt werden sollte, hin zur Dreieinigkeitskirche aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts gezeichnet wurde. Der Autor konnte aufzeigen, dass der von Hans Hieber (gest. 1522) konzipierte Neubau, bestehend aus einem sechseckigen Zentralbau und langgestrecktem Chor, der Nutzung als Wallfahrtskirche von Anfang an entsprach. Die sockelartige Terrasse mit ihren Treppenanlagen und Balustradengängen diente offensichtlich nicht nur der prunkvollen Verschönerung, sondern auch der Regulierung der Pilgerströme. In Anlehnung an die berühmte Klosterkirche von Ettal (Oberbayern) bot der Innenraum Konchen für verschiedene Altäre, die um eine Mittelsäule gruppiert waren, die vermutlich die vor der provisorischen Holzkapelle stehende Marienskulptur aufnehmen sollte. Da die Spenden, Stiftungen und Opfergaben nicht ausreichten und sich das zuerst geduldete und späterhin vom Stadtrat massiv unterstützte Luthertum schließlich durchsetzen konnte, blieb der Kirchenbau unvollendet zurück. Durch weitere ergänzende Baumaßnahmen und vor allem durch die Kircheneinrichtung, die damals etwa den Chorraum umfasste, konnte neben adaptierten Klosterkirchen nun eine völlig neue Architektursituation für die Lutheraner in Regensburg gewonnen werden. Ob dieser Rumpfbau

gleichfalls die Errichtung der Dreieinigkeitskirche initiiert und ob hier die von Hieber verwendeten Stilelemente als Anregung für deren reichen Dekor gedient haben könnten, bleibt allerdings fraglich. Der Umstand, dass mit der Zeit ein neues Gotteshaus für die Gemeinde von Nöten war, klingt zwar plausibel, es bleibt aber zu überlegen, ob die exquisite Ausstattung und der reiche Dekor am Äußeren vielleicht auch den Repräsentationsbedürfnissen der reformatorischen Gesandten zum Reichstag diene.

Diese und andere Fragen wurden von Harald Berghof versucht zu beantworten (S. 409–425), der sich mit Kleinstiftungen großer Bürger etwa in Form von Goldschmiedekunst auseinandersetzt. Hierzu zählt einmal die sogenannte Reformationsgarnitur von 1542, die vom mittlerweile offen zum Luthertum tendierenden Stadtrat gestiftet wurde und auf spätgotisches Formenvokabular zurückgeht. Prunkstück war die manieristische Portnersche Taufgarnitur, die aus einem Taufbecken und dazugehöriger Kanne besteht. Mit der aus der Ostendorfer-Zeit stammenden sogenannten Aichingerkanne konnte aufgezeigt werden, wie sehr die diesbezüglichen Vorlagenblätter von der Hand Albrecht Altdorfers auch tatsächlich in reale Objekte umgesetzt wurden.

Den dritten Haupttext des Katalogbuches verfasste Christoph Wagner (S. 125–151), in dem auf abwägende Weise versucht wurde, im Werk Michael Ostendorfers Indizien für sein lutherisches Glaubensbekenntnis zu finden. Ob dieser konstruktivistische Ansatz die geeignete Methode ist, um historische Vorgänge zu beschreiben, wäre jedoch zu hinterfragen. Leider wurde in diesem Aufsatz auch der rote Faden immer wieder durch Einschübe zerschnitten. So wurde ein einstmals als Selbstbildnis Ostendorfers geführtes Gemälde aus der Liechtenstein-Sammlung erneut einem stilkritischen Befund unterzogen, obwohl das auf Eichenholz gemalte Bild schon seit längerer Zeit als Arbeit eines Niederländischen Meisters um 1600 gilt.

Wagner widmete sich jenem Lebensabschnitt von etwa 1520 bis 1550, also der Ostendorfer-Biografie noch vor dem Reformationsaltar, um sich die Frage zu stellen, ob sich die Künstler ihre Ikonografien unabhängig von ihren eigenen Glaubensvorstellungen wirklich von den Auftraggebern diktieren ließen, oder ob nicht doch stilistische Hinweise

im Œuvre zu finden sind, die eine Kongruenz von eigener Konfessionszugehörigkeit und Ikonografie belegen könnten. Kurz gesagt, ist Michael Ostendorfer, von dem nur einige wenige persönliche Zeugnisse auf uns gekommen sind, Lutheraner gewesen oder wurde er erst zum Schluss seines Lebens vom Theologen Nikolaus Gallus intellektuell gefordert. Waren Künstler im sechzehnten Jahrhundert in erster Linie selbständige Unternehmer und pragmatische Opportunisten oder vielleicht auch theologische Vordenker? Die Schwierigkeit der Beantwortung dieser Fragen ist Wagner durchaus bewusst, indem er die Beteiligung Ostendorfers an einer antireformatorischen Schrift von Johannes Eck (gest. 1545) gleich am Anfang erwähnt. Trotzdem wurde in den für diese Zeitspanne in Frage kommenden Werken nach Indizien für seine Konfessionszugehörigkeit, zumindest aber für seine Sympathie für das Luthertum gesucht. Beginnend mit dem berühmten Holzschnitt, der das Pilgerwesen rund um die Schöne Maria auf recht drastische Weise zeigt (Kat. Nr. 11), meint Wagner zwar keine parodistischen Tendenzen, aber doch einen distanzierten Blick auf die römisch-katholische Kirche im Rahmen der konfessionellen Identitätsbildung im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts erkennen zu können. Nicht nur die geradezu exzentrischen Motive, sondern auch eine lässig liegende, am Geschehen scheinbar nicht interessierte Figur im Vordergrund, die er als mögliches Selbstbildnis Ostendorfers bezeichnet, würde seine These von einer „Kritik an den Exzessen einer altgläubigen Frömmerei“ untermauern. Anhand eines ‚Schmerzensmannes‘ (Kat. Nr. 55), ein Sujet das späterhin die Protestanten immer wieder gerne dargestellt haben wollten, meint er eine aktive „bildgestalterisch gefasste Identitätsbildung“ Ostendorfers an der Reformation zu erkennen. Anhand zweier weiterer Bilder, die in höfischem Kontext Ende der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts entstanden sind, nämlich der ‚Büßende König David‘ (nicht ausgestellt) und die ‚Bathseba im Bade‘ (Kat. Nr. 23), attestiert Wagner dem Maler Michael Ostendorfer humanistisch vertiefte Bibelkenntnis und sieht darin eine Art Konfirmation seiner reformatorisch geprägten Lebensumstände. Doch gleichzeitig wurden alle moralisch integeren Frauengestalten aus dem Alten Testament auch bei den Katholiken als beispielhafte Vorgängerinnen Ma-

riens gesehen, weshalb die Gemälde nicht eindeutig in den protestantischen Ideenkreis einzufügen sind (Kat. Nrn. 24, 25 und 28).

Eine schillernde Künstlerpersönlichkeit am humanistischen Hof Friedrichs II. von der Pfalz wiederum diente dazu, aufzuzeigen, dass Künstler sehr wohl imstande waren, für die Protestanten aktiv einzugreifen. Dieser für die Musikgeschichte bedeutende Caspar David Othmayr (gest. 1553) zählt als bekennender Lutheraner zu den wichtigsten Liedkomponisten jener Zeit und vertonte sogar Wahlsprüche der einzelnen Reformatoren. Ob dieser humanistisch ausgebildete Künstler, dessen Musik zu den öffentlich angesehenen artes liberales zählte, nun wirklich als Gewährsmann für Ostendorfers vermeintliches Luthertum und für seine aktive Mitarbeit am Verbreiten desselben erhalten kann, bleibt fraglich, insbesondere aufgrund zweier Archivalien. Diese belegen, dass er sich vom lutherisch dominierten Rat als *pictor doctus* (Wagner) nicht ernst genommen und als Künstler sogar zurückgesetzt fühlte. Einer der Briefe bezieht sich sogar explizit auf sein Hauptwerk, den Reformationsaltar von 1554/55, den er als zunftrechtlich organisierter Handwerker (*artes mechanicae*) beim Rat verteidigen musste. Er fühlte sich dazu bemüht zu betonen, dass das Werk eigenhändig und ohne Mithilfe entstanden sei. Wahrscheinlich steht diese Archivalie im Zusammenhang mit seinen Lohnforderungen und belegt alles andere als Wertschätzung für ihn durch die Ratsobrigkeit, die vielleicht die gleiche Konfession besaß wie er selbst.

Auch wenn dieses Katalogbuch einige noch nicht wirklich druckreife Kapitel besaß, so ist doch sehr deutlich festzuhalten, dass diesmal historische Fakten eben nicht zu Artefakten mutierten. Allerdings wurden in manchen Artikeln und Objektbeschreibungen der historischen Soziologie ein Kunstbild intro-

jiziert, wie vor allem in den Artikeln von Frank, Hofbauer, Muhr und Kraft. Trotzdem wurde die überwiegende Mehrheit der Artikel sauber recherchiert und recht gut lesbar umgesetzt. Dennoch konnte, in Zitierung des Titels von Hofbauer, für Ostendorfer jedenfalls keine flächendeckende – *horribile dictu* – „Protestantisierung“ nachgewiesen werden, obschon er am Schluss seiner Laufbahn den Reformationsaltar für das Regensburger Luthertum schuf. Zwar sind Form und Geist nicht grundsätzlich verschieden, aber daraus eine bestimmte Konfessionalisierung des Künstlers automatisch abzuleiten, dafür wurde der Beweis nicht erbracht. Was man aber zweifelsohne sehen und was das Katalogbuch dankenswerter Weise herausarbeiten konnte, ist die Erkenntnis, dass derjenige, der im Besitz der Seele ist, auch die Herrschaft über den Menschen ausübt, egal welcher Konfession man angehört.

Martin Luther hatte mit seiner Systemkritik, die er aus seiner Sozialisation heraus sowohl religiös, als auch nationalistisch argumentierte, einen Aufstand gegen jahrhundert alte Regeln und Werte initiiert. Daher wurde von den Lutheranern ihre Wirklichkeit in konkrete Vorstellungen und geistige Konzepte gepresst, die mit der Zeit eine bildliche Darstellung verlangten. Gegen derartige Mechanismen hatten sie sich ja zu Beginn jedenfalls auf polemische Art und Weise gewandt, indem sie die Kunstwerke der Katholiken als „Götzenbilder“ diffamierten. Eine Ironie der Geschichte ist es daher, dass gerade die protestantische Kunst eindringlich davon zeugt, was die Menschen damals bewegte, wenn sie ihr Herz – an das Evangelium glaubend – zu Gott erhoben. Auch der ‚Reformationsaltar‘ von Michael Ostendorfer möchte letztlich schildern, was im religiösen Leben auf Seiten des frommen Beters vorgeht.

Mathias F. Müller

Albrecht Klose – Klaus-Peter Ruess, Die Grabinschriften auf dem Gesandtenfriedhof in Regensburg (Regensburger Studien 22), Regensburg: Stadtarchiv 2015; 176 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-945222-13-5

Die vorliegende Publikation ist das Ergebnis einer intensiven Beschäftigung mit den Grabinschriften respektive Epitaphien auf dem Gesandtenfriedhof. Basierend auf den

Epitaphien und der zeitgenössischen Literatur erarbeiteten die beiden Autoren einen umfassenden Überblick über die auf dem Friedhof beigesetzten Personen sowie deren

Lebensläufe, die bereits von Altmann oder Dittscheid⁴ partiell untersucht worden sind.

Einführend wird die Geschichte des Friedhofs hinsichtlich der Belegung und eben der bestatteten Personen, sowohl in einem chronologischen als auch alphabetischen Verzeichnis, beschrieben. So sind früheste Bestattungen zwischen 1633 und 1640 über einen Belegungsplan fassbar, Grabstätten existieren nicht mehr. Es wird hierbei zwischen Personen ohne und mit Grabdenkmal differenziert. Erstere sind wiederum nur in einem Begräbnisverzeichnis festgehalten, letztere bilden den Bearbeitungsschwerpunkt im ers-

ten Hauptteil des Buches: Die Edition und Darstellung der Inschriften der Grabdenkmäler. Strukturiert und übersichtlich werden Bestattungsort, die Inschrift (Transkript und Übersetzung), Informationen zur Person, die berufliche Laufbahn sowie Hinweise in der Literatur zur Person dargestellt. Dieses aufschlussreiche Nachschlagewerk, das akribisch erarbeitet und recherchiert wurde, wird durch ein Kapitel über die Titel der evangelischen Reichstagsgesandten, ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Tätigkeit als Gesandte abgeschlossen.

Raffael Parzefall

⁴ Michael ALTMANN (Hg.), Die lateinischen Epitaphien im Regensburger Gesandtenfriedhof. Texte, Übersetzungen, Anmerkungen, bearbeitet von Gudrun REICHMEYER und Bettina WOLLENWEBER, Regensburg 1992; Hans-Christoph DITTSCHIED, Memento Mori. Die barocken Epitaphien des protestantischen Gesandtenfriedhofs an der Dreieinigkeitskirche in Regensburg, in: Reichsstadt und Immerwährender Reichstag (1663–1806). 250 Jahre Haus Thurn und Taxis in Regensburg (Thurn- und Taxis-Studien 20) Kallmünz 2001, S. 191–221.

Walburga Knorr – Werner Mayer (Bearb.), Die Inschriften der Stadt Regensburg. III. Der Dom St. Peter (2. Teil 1501 bis 1700). Mit Beiträgen von Ramona Baltolu, Franz-Albrecht Borschlegel, Friedrich Fuchs und Angelika Wellnhöfer (Die Deutschen Inschriften 95), Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2016; 444 S.: zahlreiche Ill.; ISBN: 978-3-95490-170-8

Nach einem kurzen Geleitwort des Kommissionsvorsitzenden (S. 7) und einem ebenso kurzem Vorwort der Bearbeiter (S. 9 f) folgt eine gut 60seitige Einleitung. Nach knappen Benutzungshinweisen (S. 11 f) folgt ein historischer Überblick zur Geschichte der Stadt und des Hochstifts Regensburg (S. 12–24). Friedrich Fuchs und Angelika Wellnhöfer bieten dann einen dichten Abriss von Baugeschichte und Ausstattung des Doms vom Spätmittelalter bis in die Barockzeit (S. 24–38). Der Abschnitt Inschriftenträger – Gestaltung, künstlerische Ausführung und Material gilt dem erfolgreichen Versuch, eine Typisierung sowohl der Grabmäler für die verschiedenen geistlichen Würdenträger, wie auch für die wenigen weltlichen Personen (S. 39–47), behandelt aber auch in kurzen Abschnitten Inschriften auf anderen Trägern: Glocken, Sonnenuhren, Bauwerken, Bildfens-tern, Gemälden, Altären, Wand- und Deckenmalereien, liturgischem Gerät und mobilem Kirchenschmuck (S. 50–55). Nach einem erläuternden Hinweis auf die Nachträge zum 1. Band der Dominschriften, werden noch die

Inschriften aufgezählt, die nicht zum ursprünglichen Dombestand gehören (S. 55). Das Kapitel ‚Die nicht-originale Überlieferung der Inschriften‘ ist eine übersichtliche Wiederholung der einschlägigen Ausführungen des 1. Bandes, ergänzt um eine Handschrift aus der Alten Kapelle (S. 56–60). Ramona Baltolu und Franz-Albrecht Borschlegel behandeln am Schluss der Einleitung die Schriftformen vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Hier wird eine ausführliche Typisierung und Entwicklung der verwendeten Schriftformen, von der gotischen Minuskel bis zur humanistischen Minuskel, wie sie am Ende des Berichtszeitraumes Verwendung fand, geboten (S. 60–74). Schließlich wird noch auf sechs nicht aufgenommene Inschriften verwiesen (S. 74 f).

Die 316 Beschreibungen aus dem Berichtszeitraum und die 14 Nachträge zum ersten Band sind in gewohnt präziser und erschöpfender Manier bearbeitet und formal praktisch angeordnet (S. 79–321). Kleine Unschärfen, wie das Fehlen der häufiger zitier-

ten Arbeit „Benker, Die Kunstentwicklung vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ im Literaturverzeichnis tun dem Gesamtwerk keinen Abbruch.

Nach den Verzeichnissen von Siglen und Abkürzungen (S. 325–327) und dem ausgiebigen Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 329–346) folgen die Register. Personen- und Ortsnamenregister werden von 16 Spezialregistern und einer tabellarischen Übersicht der Standorte der Inschriften ergänzt, die es ermöglichen, sich unter verschiedenen Gesichtspunkten und aus der Sicht verschiedener historischer Teildisziplinen schnell dem präsentierten Quellen anzunähern. Die ein-

leitenden Erläuterungen, zusammen mit den umfangreichen Registern am Schluss erschließen das Inschriftencorpus in vorbildlicher Weise. Die 102 gestochen scharfen Abbildungen runden den positiven Eindruck des Bandes ab.

Mit diesem Corpus wurden wieder einige wichtige Bausteine für die Erforschung der in der Regensburger und Oberpfälzer Historiographie immer noch vernachlässigten 16. und 17. Jahrhunderte geschaffen. Man darf hoffen, dass die beiden Bearbeiter einen weiteren Band zu Regensburg in Angriff nehmen werden.

Heinrich Wanderwitz

Karl Hausberger (Bearb.), *Das Bistum Regensburg*, Bd. 1: Die Regensburger Bischöfe von 1649 bis 1817 (*Germania Sacra* Dritte Folge 13) Berlin/Boston: De Gruyter Akademie Forschung 2017; 475 S.; ISBN 978-3-11-046818-2

Endlich! möchte man ausrufen. Endlich liegt ein Band für das Bistum Regensburg in der renommierten Reihe „*Germania Sacra*“ vor. Die seit 2008 an der Akademie der Wissenschaften in Göttingen angesiedelte Institution leistet seit langer Zeit in vorbildlicher Art und Weise historische Grundlagenforschung.

Der vorliegende Band, bearbeitet von dem wohl besten Kenner der Regensburger Bistumsgeschichte, dem inzwischen im Ruhestand befindlichen langjährigen Professor für bayerische Kirchengeschichte an der Universität Regensburg, Karl Hausberger, bietet Darstellungen der Pontifikate von insgesamt dreizehn Oberhirten der Diözese Regensburg zwischen 1649 und 1817. Es finden die Pontifikate von Franz Wilhelm von Wartenberg bis Karl Theodor von Dalberg Berücksichtigung. Der Anlage der Reihe entsprechend, werden diese nach einem einheitlichen Raster abgehandelt. Neben Herkunft und Werdegang des jeweiligen Regensburger Oberhirten, werden nach Betrachtung der Wahl selbst und zu den Wahlkapitulationen insbesondere die Angelegenheiten von Bistum und Hochstift während des jeweiligen Pontifikats in den Blick genommen. Erörterung finden zumeist auch die Beziehungen der Bischöfe zum Domkapitel, zur Reichsstadt Regensburg sowie zu Kurbayern und seinem Herrscherhaus. Es folgen Ausführungen zum Tod und Begräbnis, eine Würdigung des jeweiligen Oberhirten

sowie knappe Erläuterungen zu Siegel und Wappen. Diese Vorgehensweise hat naturgemäß Vor- und Nachteile. Einerseits können so nun leicht zugängliche Vergleiche angestellt werden, etwa mit Bischöfen anderer Diözesen in dieser Zeit, andererseits kommt es aufgrund des starren Korsetts aber auch immer wieder zu Redundanzen. Dies ist jedoch keinesfalls dem Autor anzulasten, sondern der Anlage der Reihe geschuldet. Hausberger handelt die Reihe der Regensburger Bischöfe von Franz Wilhelm von Wartenberg bis Karl Theodor von Dalberg souverän und quellenorientiert ab. Der Bischofsreihe vorausgeschickt wird ein Überblick der Geschichte des Fürstbistums Regensburg im untersuchten Zeitraum (S. 15–42); wohl die in dieser Kürze beste Darstellung der Bistumsgeschichte dieser Zeit. Schließlich sind dem Band noch die Biogramme von zehn Weihbischöfen in dieser Zeit beigegeben (S. 419–451). Darunter finden sich für die Regensburger Diözesangeschichte so wichtige Persönlichkeiten wie Albert Ernst von Wartenberg (1687–1715) oder Gottfried Langwerth von Simmern (1717–1741). Ein detailliertes Register erschließt den Band vorbildlich (S. 453–475). Karl Hausberger hat mit diesem *opus magnum* ein unersetzliches Arbeitsmittel vorgelegt, das künftig für alle, die sich mit diesem Abschnitt der Regensburger Kirchengeschichte auseinandersetzen, maßgeblich sein wird.

Bernhard Lübbers

Ulrich Leinsle (Hg.), *Annales Speinshartenses*. Die Jahrbücher der Prämonstratenserabtei Speinshart 1661-1770 (*Speinshartensia* 5), Pressath: Eckhard Bodner 2016, XXXIV + 454 S.: ill.; ISBN 978-3-9268-1750-1

Die Geschichte des in der nordwestlichen Oberpfalz gelegenen Prämonstratenserklusters Speinshart, im 12. Jahrhundert gegründet, während der Reformation aufgelöst, im 17. Jahrhundert wiederbesiedelt, 1803 erneut säkularisiert und seit 1921 wiederum im Besitz des Prämonstratenserordens, wird in den letzten Jahren verstärkt wissenschaftlich erforscht.

Die zentrale Quelle für die Zeit des 18. Jahrhunderts sind zweifellos die hier erstmals edierte vorliegenden „*Annales Speinshartenses*“, die die Zeit nach der Wiederbesiedlung ab 1661 bis zum Jahr 1770 abdecken. Endlich konnte dieses wichtige Werk, das bisher lediglich im Aufsatz von Eder 1868 (VHVO 25, S. 32–126) und in Blößners Bächlein zu den Äbten des Klosters Speinshart in der Neuzeit (1904) als zentrale Quelle herangezogen worden war, der allgemeinen Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Nach den vor 20 Jahren veröffentlichten Regesten der klösterlichen Urkunden von 1163–1557 und einem Sammelband von Aufsätzen zum 850-jährigen Jubiläum des Klosters 1995 erschien damit nun der dritte Band der vom Kloster herausgegebenen und vom bekannten Pressather Verleger Eckhard Bodner veröffentlichten Reihe „*Speinshartensia*“, ein vierter soll in Kürze folgen. Der Autor und Übersetzer, Professor Leinsle, ist der beste Kenner der Geschichte des Prämonstratenserordners, selbst Ordensmitglied und emeritierter Professor für Systematische Theologie an der Universität Regensburg.

Die „*Annales*“, die bemerkenswerterweise nicht mit der übrigen klösterlichen Überlieferung im Staatsarchiv Amberg liegen, sondern sich nach 1803 über das Pfarrarchiv erhalten haben, bestehen aus 197 Seiten, die allesamt vom Herausgeber transkribiert und übersetzt wurden. In der Edition sind jeweils gegenüberliegend sowohl der lateinische Wortlaut des Originals als auch auf der anderen Seite die äußerst gewissenhafte deutsche Übersetzung abgedruckt.

Sie sind von größter Bedeutung für die Erforschung der Geschichte des Klosters und seiner Außenbeziehungen – es wird nicht so sehr der Alltag im Kloster abgebildet als vielmehr herausragende Ereignisse, wozu Kriegs-

einfälle, aber auch Besuche auswärtiger Gäste gehören, die ausführlich mit Nennung zahlreicher Personen beschrieben sind.

Das Buch bietet eine unglaubliche Fülle an Informationen. Ungeheuer viele Personen sind genannt, die von Professor Leinsle in mühevoller Kleinarbeit allesamt anhand aller zur Verfügung stehender Quellen, wie den Archivalien in Amberg und München, der Kirchenbücher in den bischöflichen Archiven Regensburg und Bamberg, und der vorhandenen Literatur aufgespürt wurden. Die Anmerkungen sind als Endnoten gedruckt, was ein bisschen schwieriges Umblättern erfordert. Daran schließt ein ausführliches Personen-, ein Ortsregister und ebenso ein äußerst gelungenes Stichwortverzeichnis an, so dass der Zugriff bei der Suche nach Personen, Orten und Begriffen äußerst einfach ist.

Zentrale Themen sind vor allem die Reisen des Abtes, die ungeheuer häufigen Besuche auswärtiger Gäste, mitunter Angaben zum Wetter, zuweilen auch ganz banale Ereignisse, wie der häufig vorkommende Aderlass. Daneben sind auch über die Klostergeschichte hinaus Ereignisse der näheren Umgebung erfasst, wie mehrere Ortsbrände, Truppendurchzüge oder die oben erwähnten Verhältnisse der Untertanen. Zu den großen kirchlichen Festen erschienen häufig die Pfarrer der umliegenden Pfarreien, bei den Abtwahlen auch die Äbte oder Gesandte der umliegenden Klöster. All diese Informationen lassen sich im Verwaltungsschriftgut des Klosters gar nicht nachweisen, mithin diese Quelle der einzige Beleg für das reiche Beziehungsgeflecht eines oberpfälzischen landständischen Klosters im 17. und 18. Jahrhundert bietet.

Gerade auch für die spannenden konfessionsübergreifenden Beziehungen zwischen dem Kloster Speinshart und dem evangelischen Markgrafentum Bayreuth im 18. Jahrhundert ist diese Quelle absolut zentral und offenbart eine reiche Vernetzung zwischen dem Konvent einerseits und dem bayreuthischen Fürstenhaus und Adel andererseits. Schon anhand der Nennungen im Ortsregister lässt sich die enge Beziehung zu Bayreuth ersehen. So besuchte 1769 die einzige Tochter des Markgrafen das Kloster mit großem

Gefolge, was selbstverständlich in der Chronik einen breiten Raum einnimmt. Auch die adeligen Besucher, die häufiger anwesenden Beamten der Grenzfestsetzungskommissionen werden genannt. Diese Verbindung lag zum einen an den zahlreichen Besitzungen des Klosters im markgräflichen Territorium, zum andern an der religiösen und musikalischen Ausstrahlung des für Bayreuth in der Barockzeit nächstgelegenen Klosters.

Allerdings ist in der Chronik selbst auch ein Schwanken in der Tiefe der Berichterstattung zu erkennen. So wird in den Anfangsjahren pro Jahr oft nur eine Seite erreicht, z. B. ist über den Abbruch und Neubau von Kirche und Konvent den 1690er Jahren in der Chronik wenig angegeben, über den Überfall auf das Kloster im Spanischen Erbfolgekrieg jedoch in ausführlicher Dichte. Dies liegt vor allem daran, dass die „Annales“ über diese lange Zeit von sieben Schreibern bzw. Chronisten verfasst wurden, die selbstverständlich je andere Schwerpunkte setzten.

Aber auch negativ wahrgenommene Ereignisse fehlen nicht in der Chronik. „Die unruhige Bestie unsere bäuerlichen Untertanen, entfachten in ihrer Frechheit den Streit erneut“ ist für Februar 1746 zu lesen. Das Kloster hatte bereits 10 Jahre zuvor einen Konflikt mit den Tremmersdorfer Bauern wegen verweigerter Gültzahlungen und zu leistender Frondienste für sich entschieden. Es folgt hier eine ausführliche Beschreibung der damaligen Vorgänge, der Verhaftung zweier Rädelsführer, den Supplikationsbesuchen mehrerer Untertanen in München und neuerliche Verhaftungen. Nach diesem Exkurs schließt sich an: „am 7. und 8. schneite es“. Deutlich zeigt sich hier das klösterliche

Herrschaftsverständnis, das keineswegs bereit war, den arg belasteten Untertanen entgegen zu kommen, allein die Formulierung „inquieta bestia rusticorum“ spricht Bände. Auch unter diesem Aspekt ließe sich das monastische Selbstverständnis untersuchen.

Doch nicht nur die Entwicklung des Klosters selbst lässt sich an dieser Chronik nachvollziehen, sondern auch die Selbstwahrnehmungen lassen sich hier studieren und mit Chroniken anderer Klöster vergleichen. Abgedruckte Schriftproben lassen die unterschiedlichen Schreiber erkennen, denen der Herausgeber ebenso nachspürte und fünf Kurzbiographien zusammenstellte, die erkennen lassen, wie im Kloster Chronistik in Erinnerungskultur gepflegt wurde.

Auch wenn nur selten das alltägliche Leben im Kloster angesprochen wird, lässt sich doch eine sehr gute Vorstellung davon gewinnen, wie es in Speinshart zugeht, welche Besucher kamen, wer zum Kirchweihfest 1745 erschien (der Abt von Waldsassen sowie die Pfarrer von Windischeschenbach und Kirchenthumbach). All dies macht die enge Vernetzung deutlich, in der ein barockes Prälatenkloster zu seiner Umgebung stand.

Die Quelle ermöglicht in ihrer einzigartigen Geschlossenheit eine unglaublich breite Basis, sich den vielen Facetten mönchischen Lebens und klösterlicher Kommunikation eingehend unter modernen Fragestellungen der Sozial-, Konfessions-, Umwelt- und Kommunikationsgeschichte zu widmen. Daneben bietet das Werk einen wahren Fundus für die Heimatforschung der nordwestlichen Oberpfalz mit interessanten neuen Anhaltspunkten.

Bernhard Fuchs

Kathrin Müller, Zisterzienser und Barock: die Kirchen der Oberdeutschen Kongregation im Spannungsfeld von Ordensidentität und lokaler Tradition (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Ergänzungsband 49), St. Ottilien: EOS Verlag 2016; 864 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-8306-7737-6

Im Jahr 2016 erschien die an der Ludwig-Maximilians-Universität München entstandene kunstgeschichtliche Dissertation von Kathrin Müller. Damit liegt nun eine Analyse zur Baugeschichte der Oberdeutschen Kongregation des Zisterzienserordens vor, die nicht nur wegen ihres stattlichen Umfangs von 864 Seiten als wahres Schwergewicht

angesprochen werden darf. Vielmehr bietet die Doktorarbeit eine quellen- und literaturgesättigte sowie umfassend bebilderte Abhandlung, die auf gelungene Weise eine Lücke der bisherigen Forschung schließt und sicherlich als neues Standardwerk angesprochen werden darf. Müller greift mit der Frühen Neuzeit nicht nur eine von der Zister-

ziensforschung noch immer vernachlässigte Epoche auf, sondern sie versteht es mit ihrer Arbeit auch einen vergleichenden Zugang zur Kunst- und Baugeschichte der Weißen Mönche zu leisten.

Wie der Titel bereits offenlegt, rückt Müller die Kirchenbauten der 1618 gegründeten Oberdeutschen Kongregation des Zisterzienserordens ins Zentrum ihrer Analyse. In der Einleitung mit dem Titel „*Zisterzienser und Barock*“ behandelt sie zunächst die gewählte Fragestellung, erläutert den Aufbau der Arbeit und reflektiert deren methodische und inhaltliche Grenzen. Zudem erläutert sie die Quellenbasis ihrer Untersuchung. Zum Forschungsstand hebt Müller hervor, dass viele der betrachteten Klöster „*sehr lückenhaft monographisch bearbeitet sind, sodass in vielen Fällen eigene monographische Dissertationen lohnen würden*“ (S. 25).

Die folgenden Überlegungen Müllers greifen den zentralen Diskurs auf, der seit einigen Jahrzehnten die Forschungen zum Zisterzienserorden prägen. Der von ihr gewählte Zugang zur Baupraxis bewegt sich nämlich vor dem Spannungsfeld zwischen Norm und Realität. Klassischerweise wird dieser Dualismus jedoch für das Mittelalter erörtert, Müller leistet mit der Ausweitung auf die Frühe Neuzeit also einen wichtigen Beitrag um den Blick auf die Ordensentwicklung auszuweiten. Ihre Ausführungen untergliedern sich dabei in zwei große Teile, die ihrerseits wiederum in zahlreiche Unterkapitel zerfallen: Der erste Teil befasst sich unter der Überschrift „*Der Zisterzienserorden und die Oberdeutsche Kongregation*“ mit den historischen Grundlagen. Der zweite Teil ist überschrieben mit „*Zisterziensische Baukunst in der Oberdeutschen Kongregation*“. Dabei deutet sich durch die Setzung der Anführungszeichen schon eine Kernfrage der Arbeit an: Was war in der barocken Baupraxis eigentlich zisterziensische Baukunst und gab es diese überhaupt?

Um dies zu klären wählt Müller einen bis ins Mittelalter zurückgreifenden Zugang zur Materie. Als Grundlage des ersten Großkapitels wählt die Autorin daher die Behandlung der Ordensentwicklung und -geschichte vor der Gründung der Kongregation. Dabei geht sie zunächst auf die Verfassung, Struktur und Organisation des Zisterzienserordens ein. Müller weist dabei nachdrücklich auf den Wandel der ordensinternen Organisation und

der Handlungsräume seit dem ausgehenden Mittelalter hin. Die Tendenz zur Regionalisierung und Dezentralisierung werden nach ihr im 17. Jahrhundert besonders deutlich. Dabei geht sie auch auf die Ausbildung neuer Gremien ein. Zudem behandelt sie die historische Entwicklung und Ausformung der Kongregation. Eine wesentliche Grundlage für diese Entwicklungen war die Schwächung des Ordenszentrums Cîteaux durch die historischen Entwicklungen seit dem 16. Jahrhundert. Müller gelingt es dadurch zunächst die Evolution des Ordens sowohl chronologisch, wie räumlich zu kontextualisieren. Im zweiten Unterpunkt rückt dann allein die Oberdeutsche Kongregation mit ihren Ordenshäusern in den Fokus der Betrachtung. Einleitend werden alle zugehörigen Abteien (u. a. auch Waldsassen und Walderbach) vorgestellt, ehe auf die Geschichte der Kongregation seit ihrer Gründung eingegangen wird. Es werden sowohl die organisatorischen Einheiten (Provinzen), als auch die Ämter, das Provinzialkapitel sowie die Visitationspraktiken erläutert. Der Blick richtet sich demnach sowohl nach innen, als auch nach außen (z. B. die Einbindung in den Gesamtorden). Danach folgt eine Abhandlung von externen Faktoren („*Gegenpolen*“), die die Kongregation beeinflusst haben. Hier behandelt Müller v. a. zwei Schwerpunkte: Die regionalen Strukturen und die Klöster als Herrschaftssitze. Zum ersten Aspekt zählt sie auch weltliche Machthaber und Schutzherren, wie die Wittelsbacher, an denen sie exemplarisch das Verhältnis von Landesherrn und Klöstern diskutiert. Hierbei spielt u. a. die Geschichte der wiederbesiedelten Zisterzienserklöster der Oberpfalz einen maßgeblichen Anteil. An ihrem Beispiel zeigt sich, dass ehemals vorhandene Ansprüche auf reichsunmittelbare Stellung (wie etwa bei Waldsassen) scheiterten und die Landesherrn die Wiedereinführung des monastischen Lebens nutzten intensivere Bindungen zu den Zisterzen aufzubauen. Im Abschnitt zum Kloster als Herrschaftssitz und dem Bauen zur Demonstration weltlich-politischer Repräsentationsansprüche wendet sich Müller dann der barocken Baupraxis als Demonstration von Ansprüchen zu. Wie die Verfasserin deutlich machen kann, brachen sich dabei weltlich-politische und ordensimmanente Repräsentationsbedürfnisse, die jedoch nicht den Blick für die Kostenfrage verbauten. Eigene Unterpunkte sind da-

her den Kosten, sowie dem Themenfeld Pragmatik und Programmatik sowie der Visualisierung von Beziehungen gewidmet. Ein erhellender Abschnitt widmet sich auch der Rolle der Barockäbte als Auftraggeber der Bauprojekte und der damit verbundenen Frage, ob sie „zweite Gründer oder Verschwender“ waren. Den Abschluss des ersten Großteils der Arbeit bildet dann ein Zwischenfazit zum Spannungsfeld von Regionalisierung und Zentralisierung.

Im zweiten Teil der Arbeit behandelt die Autorin ausführlich die „zisterziensische Baukunst“ in der Oberdeutschen Kongregation. Dabei wird zunächst darauf eingegangen, was eigentlich zisterziensische Elemente der mittelalterlichen Baukunst waren. Diese Elemente bündelt Müller in vier Themenblöcken, die als Leitlinien für ihre weiteren Ausführungen dienen: 1. Die Weltabgeschiedenheit und Zurückgezogenheit. 2. Die Tradition und Typenbildung (mit den Schlagworten *forma ordinis, unanimitas und uniformitas*). 3. Der Themenkomplex *Simplicitas*, Armut und Askese sowie ein „zisterziensischer Habitus“. 4. Das zisterziensische Turmverbot. Anhand dieser vier Bereiche handelt Müller anschließend die Bautätigkeit in der Oberdeutschen Kongregation ab. Nach jedem der vier Unterkapitel fasst dankenswerterweise ein Zwischenfazit die wichtigsten Resultate zusammen.

Als Erkenntnisse auf die Frage, ob die barocke Prachtentfaltung und das zisterziensische Ordensideal ein Widerspruch waren, liefert die Arbeit zunächst einmal die Feststellung, dass im Barock kein wesentlicher Unterschied zwischen Zisterziensern und den anderen Prälatenorden bestand. Dies wurde zu einem guten Teil durch die Erwartungshaltung der Zeitgenossen beeinflusst, die keinen Unterschied zwischen den einzelnen Orden und ihren Kirchenbauten machten. Daher war Sparsamkeit beim Bau und v.a. nach außen hin nicht mehr zu vermitteln. Sparsamkeit wurde zwar vielleicht noch nach innen hin verstanden, für das weltliche Umfeld musste aber auch eine Zisterzienserabteikirche ein repräsentatives Gotteshaus

sein. Die älteren zisterziensischen Normen passten sich also in der praktischen Ausgestaltung der regionalen Erwartung und dem gesellschaftlichen Umfeld an. Damit kann Müller auch für die barocke Baupraxis eine Tendenz nachzeichnen, die sich bei vielen Ordenshäusern bereits im späten Mittelalter einstellte, die aber nun deutlichere Formen annahm.

Als dritten Unterpunkt des zweiten Großkapitels widmet sich die Arbeit noch dem frühneuzeitlichen Geschichtsbewusstsein in den Oberdeutschen Zisterzienserabteien. Die Geschichte wurde von den Zisterziensern als verbindendes Element aufgegriffen und Geschichtlichkeit und Tradition wurden zum Ausdruck der Ordensidentität genutzt. Als Folge dieser Entwicklung kann gar von einer ordensspezifischen Zisterzienser-Historiographie gesprochen werden, die auch durch die gemeinsame Verehrung von Ordensheiligen sowie einer Auseinandersetzung mit der Entstehung der einzelnen Klöster der Kongregation (z. B. anlässlich von Klosterjubiläen und Feiern) greifbar wurde. Doch dieses gesteigerte Geschichtsbewusstsein schlug sich nicht nur in der barocken Festpraxis und Literatur nieder, sondern auch in der Baukunst. Müller weist hierbei v.a. auf Bildprogramme in Zisterzienserkirchen hin, die zur Sichtbarmachung der lokalen Tradition dienten.

Die faktenreiche und gut lesbare Arbeit wird durch ein knappes finales Fazit, einen Anhang zu 22 Klöstern (Bildmaterial, Dokumentation zu Bau- und Ausstattungsmaßnahmen der Ordenshäuser) sowie ein umfassendes Register abgerundet. Müllers Dissertation kann guten Gewissens als wichtiger Grundstein für die frühneuzeitliche Kunst- und Baugeschichte im Zisterzienserorden bezeichnet werden und wird in Zukunft hoffentlich nicht nur als zentrales Nachschlagewerk dienen, sondern auch dazu anregen, den hier vorgezeichneten Weg auf andere regionale Zusammenschlüsse und Kongregationen innerhalb des Ordens zu übertragen und weiterführende Einzelstudien anzugehen.

Christian Malzer

Andrea Zedler – Jörg Zedler (Hg.), *Prinzenrollen 1715/16. Wittelsbacher in Rom und Regensburg*, München: Herbert Utz Verlag 2016; 389 S.: ill.; ISBN 978-3-8316-4567-1

Die Krönung des bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht (1697–1745) zu Kaiser Karl VII. durch seinen Bruder Clemens August (1700–1761), Erzbischof von Köln, im Februar 1742 war aufgrund des verwandtschaftlichen Verhältnisses der beiden ein einmaliges Ereignis. Die Besetzung des Bistums Regensburgs 1716 mit Clemens August nahmen die Herausgeber zum Anlass, um in einer Jubiläumsausstellung in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg sowie der Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek die Reise und Rollen der Brüder Karl Albrechts, dessen Reisetagebücher von den Herausgebern am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte in Regensburg ediert werden⁵, und Clemens August zu beleuchten.

Der Titel *Prinzenrollen 1715/16. Wittelsbacher in Rom und Regensburg* impliziert bereits die wichtigsten Eckdaten der behandelten Aspekte. Im Jahr 1716 wurde Clemens August in Regensburg zum neuen Bischof gewählt, zeitgleich befand sich seine Bruder Kurprinz Karl Albrecht seit Dezember 1715 auf einer Reise nach Rom. Einführend wird auf die politische Lage eingegangen und gleichzeitig auf die jeweiligen Beiträge hingewiesen, die „übergeordnete staats- und dynastiepolitische Fragen“ sowie „Fragen zur frühneuzeitlichen Reise oder solche zur lokalen Ebene“ skizzieren sollen (S. 9–32).

Die Planung einer Reise und später die geographische Orientierung wurde mittels Landkarten realisiert. Christian König behandelt in seinem Beitrag (S. 33–62) das Italienbild um 1700, indem er auf die von dem Kartenmaterial, das sich in der Staatlichen Bibliothek befindet und aus der Sammlung des Kaufmanns Ernst Christian Jasche stammt, „evozierten Motive und Einstellungen“ schließt, die regelmäßig in die sogenannten *mental maps* der zeitgenössischen Betrachter Eingang gefunden haben. Das so eindrucksvoll herausgearbeitete Italienbild bringt einerseits die Vielschichtigkeit und Komplexität zum Ausdruck, andererseits verdrängt eine zunehmende Tendenz zur Em-

pirie transzendente oder phantastische Bezüge. Das Kartenmaterial dient also dazu, den Wahrnehmungshorizont der Protagonisten von damals zu veranschaulichen und verlässlich landeskundliche Hinweise für die Reisenden zu liefern.

Eine besondere Etappe auf der Reise Karl Albrechts, die mit Reisefrust und Reiselust verbunden war, stellt die Herausgeberin Andrea Zedler anschaulich vor (S. 63–92). Dessen Aufenthalt in Chievo, einem Vorort von Verona, gestaltete sich aufgrund einer verhängten Quarantäne wegen des Pestausbruchs in Österreich als „über die Maßen langweilig“. Die Unterbringung sowie die Gegebenheiten vor Ort verdeutlichen die aufkommende Reisefrust des Kurprinzen. Jedoch sollten der Aufenthalt in Venedig nach Verkürzung und schließlich gänzlichen Aufhebung der Quarantäne und der Besuch des dortigen Karnevals die Unannehmlichkeiten in Chievo kompensieren, hier kehrte (wieder) die Reiselust des Fürsten zurück. In den Reisediarien finden sich konsequent Einträge zu den besuchten Opern und Veranstaltungen, die sich bis zu einer für ihn veranstalteten Regatta am 9. März 1716 erstreckte. Trotz des unangenehmen Zwischenaufenthalts in Chievo und der nicht vollständig erfüllten hohen Erwartungen an die Opernaufführungen, war es ein freudevoller und prägender Aufenthalt für Karl Albrecht, wie die die Autorin resümiert.

Die Wege des sächsischen Kurprinzen Friedrich August und Karl Albrecht kreuzten sich vielfach, beispielsweise in Venedig im Jahr 1716. Wolfgang Horn untersucht in seinem Beitrag (S. 93–116) anhand der Notizen aus Dresdner Akten der Jahre 1715–1717 die Reisetätigkeit des sächsischen Thronfolgers. Die Etappen bzw. Ziele einer ausgedehnten Reise mit Unterbrechungen zwischen 1711 und 1719 waren primär Italien und Österreich, dort vor allem Wien, um die laufenden Verhandlungen zur Hochzeit mit der Habsburgerin Maria Josepha abzuschließen. Die Notizen geben Aufschluss über „das Unter-

⁵ <http://www.uni-regensburg.de/philosophie-kunst-geschichte-gesellschaft/bayerische-landesgeschichte/forschung/projekte/reisetagebuecher-karl-albrechts/index.html#Editionsprojekt>. (10.08.2017).

haltungsprogramm“ in Venedig und die Reisekosten, ließen Einblicke auf das Treffen der beiden Kurprinzen zu. Mit der Skizzierung der Umstände und Gegebenheiten einer Italienreise und eines Aufenthalts in Venedig wird die damalige Zeit anschaulich rekonstruiert.

Die bayerische Reichskirchenpolitik stellt Tobias Appl in den Mittelpunkt seines beachtlichen Aufsatzes (S. 117–148). Die Besetzung von zahlreichen Bischofstühlen sowie von einigen Kanonikerstellen in Dom- und Stiftskapiteln durch Mitglieder des Hauses Bayern im 16., 17. und 18. Jahrhundert bezeugen die sukzessiv vorangetriebene Kirchenpolitik, die besonders seit der Primogeniturordnung 1506 möglich wurde. Mit der Übernahme der Kirchenämter konnte man „für eine standesgemäße Versorgung der nachgeborenen Söhne“ sorgen, zugleich wurde der Katholizismus im Reich gestärkt. Im konfessionellen Zeitalter war Bayern unter den Herzögen Albrecht V. und Wilhelm V. der wichtigste Verbündeter des Papsttums und nahm gleichzeitig eine Führungsrolle unter den katholischen Fürsten im Reich ein. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis schließlich zur Ernennung von Clemens August zum Bischof von Regensburg 1716 und später u. a. zum Erzbischof von Köln sowie von Johann Theodor (1703–1763) zum Bischof von Regensburg, Freising und Lüttich (später Erhebung zum Kardinal) wurde die Reichskirchenpolitik innerhalb Europas vehement fokussiert. Letztlich bedingte diese konsequente Haltung auch, dass die altbayerische Linie der Wittelsbacher mit dem Tod des regierenden Kurfürsten Max III. Joseph 1777 ausstarb und daher keine männlichen Nachkommen mehr auf freiwerdende Bischofstühle hätten sitzen können. Das Ende der erfolgreichen Reichskirchenpolitik ist mit dem Tod der beiden Brüder als ein dynastisches Problem zu deuten, so der Autor.

Seit dem Jahr 1605 besaß Bayern eine ständige Vertretung in Rom, die der damalige Herzog Maximilian aufgrund der engen Beziehung zu Rom „installieren“ ließ. Im Laufe der Zeit erlangte sie eine „offizielle diplomatische, repräsentative Qualität“, sodass sie bei Romaufenthalten von Angehörigen der kurfürstlichen Familie eine große Rolle spielte. Bettina Scherbaum analysiert die Tätigkeit der bayerischen Gesandtschaft und stellt diese wesentlich vor dem Hinter-

grund der Romaufenthalte von Karl Albrecht im Jahr 1716 sowie der Brüder Philipp Moritz (1698–1719) und Clemens August von 1717 bis 1719 dar (S. 149–184). Dabei ergaben sich Parallelen zwischen der bayerischen Reichskirchenpolitik und dem Handeln der Vertreter Bayerns in Rom, die sich aus örtlichen Familien rekrutierten. Die Familien Crivelli und Scarlatti übernahmen klassische diplomatische Aufgaben und betreuten ab 1716 nahezu ununterbrochen Mitglieder des Hauses bei ihrer Anwesenheit in Rom. Besonders die Gegebenheiten und das Programm während des Aufenthalts von Karl Albrecht stellt die Autorin nachvollziehbar und detailliert dar. Diese Informationen stammen sowohl aus den Reisetagebüchern als auch aus den Gesandtschaftsberichten bzw. -korrespondenz. Der Aufenthalt von Philipp Moritz und Clemens August endete tragisch, da Philipp Moritz am 12. März 1719 starb, nachdem er vermutlich an Masern erkrankt war. Der bayerische Gesandte Alessandro Clemente Scarlatti konnte mit seinem Schützling, der zuvor wegen seines ausschweifenden Lebensstils in Rom für Aufsehen gesorgt hatte, nicht dessen Erhebung zum Bischof feiern, sondern musste zur selben Zeit ein Begräbnis organisieren. Aufgrund der politischen Entwicklungen und des dynastischen Problems der Wittelsbacher ging die Bedeutung des Papsttums als politischer Partner zurück, sodass schließlich im Jahr 1765 das lange diplomatische Engagement der Familie Scarlatti beendet wurde.

Dem Wirken des jungen Clemens August, der bereits als Fünfzehnjähriger zum Bischof von Regensburg ernannt worden war, widmet sich Karl Hausberger (S. 185–231). Clemens August beerbte bei der Wahl am 26. März 1716 nach intensiven Verhandlungen mit Rom schließlich seinen Oheim Joseph Clemens (1671–1723). Die anschließende Regelung der Administrationsfrage wurde durch eine Entscheidung in Rom herbeigeführt: Es war die Bestellung des Domkapitulars und Offizials Gottfried Langwerth von Simmern zum Administrator. Gleichzeitig konnte er seinen Konkurrenten Ferdinand Emanuel Joseph von Joner, den Wunschkandidaten Max Emmanuels, ausstechen und wurde zum Weihbischof von Regensburg gewählt. Im Anschluss daran entwickelte sich zwischen Langwerth von Simmern und dem Domdekan ein Konflikt wegen Zuständigkeits- und

Kompetenzfragen, bei dem sich Max Emmanuel letztlich für den Administrator aussprach, um die weitere Karriere seines Sohnes Clemens August nicht zu gefährden. „Monsieur de cinq églises“, wie Clemens August vom preußischen Kronprinzen Friedrich spöttisch genannt wurde, wurde schließlich im Jahr 1732 zum Hoch- und Deutschmeister gekrönt, wie Hausberger abschließend feststellt.

Eine Komposition, die in Reisberichten des 18. und 19. Jahrhunderts häufig genannt wird, ist Gregorio Allegris *Miserere*. Katelijne Schiltz stellt diese Vertonung des 51. Psalms, welche vermutlich auch Karl Albrecht in Rom gehört hat, sowie den Aufführungskontext und die Quellen detailreich vor (S. 223–256). Demnach haben verschiedene Faktoren zur Mythenbildung beigetragen, wie beispielsweise „die aufführungspraktischen Besonderheiten und deren Kontext“. Die Autorin verweist auf zwei Musikmanuskripte vom *Miserere*, die sich in der Bischöflichen Zentralbibliothek in Regensburg befinden. Es handelt sich hierbei jeweils um Kopien aus dem 19. Jahrhundert, die inhaltlich die musikalischen Veränderungen im Laufe der Zeit widerspiegeln. Vor allem steht jedoch die Rezeption von Allegris Komposition anhand der vorgestellten Reiseberichte im Mittelpunkt. Dabei kommt die Aufführung von Allegris *Miserere* einem „sensualistischem Erlebnis“ gleich, und es erfährt eine Art Sakralisierung, die bis heute anhält.

Eine praxisnahe Ergänzung liefert Michael M. Plichta, der den Venusglobus von Francesco Bianchini sowie die Herstellung von Globen, die zur Reisevorbereitung dienten, in Handarbeit vorstellt (S. 257–267). Dabei wird deutlich, dass Globen der Wirklichkeit auch immer schon die Elemente Glaube und Wissenschaft beinhalteten und bis heute widerspiegeln. Sowohl Karl Albrecht als auch Clemens August wurden während ihrer Romaufenthalte durch Bianchini betreut und konnten so astronomische Beobachtungen machen.

Das Bild der Stadt Regensburg in Reiseberichten, besonders des 18. Jahrhunderts, beschreibt Bernhard Lübbers (S. 269–287). Anschaulich und detailliert verweist er auf die Stadtbeschreibungen des Mittelalters und der Neuzeit. Dennoch liegt der Fokus auf dem Säkulum des Reisens in der Frühen Neuzeit, dem 18. Jahrhundert: Denn „wer auf

sich hielt, machte sich auf und verfasste einen Reisebericht“! Den positiven Eindrücken eines Goethes standen jedoch vielmehr die negativen gegenüber; Regensburg wurde als eine altmodische Stadt wahrgenommen. „Die Stadt ist häßlich, majestätisch der gothische Dom“, wird Kronprinz Ludwig von Bayern bei seinem Besuch im Jahr 1810 zitiert. Die Stadt musste auch als eine Art Projektionsfläche für das negative Image des Reichstags und des Reichssystems herhalten. Die Bevölkerung hingegen wurde als ein „sehr zutrauliches und treuherziges Völkchen“ beschrieben, die Schönheit der Frauen dabei besonders erwähnt. Der Abzug des Reichstags 1806, die Auswirkungen der Napoleonischen Kriege sowie der Eingliederung in das 1810 neu gegründete Königreich Bayern stellten spürbar in der Außenwirkung den negativen Höhepunkt der Stadtentwicklung dar. Erst kurz vor Mitte des 19. Jahrhunderts, befördert durch die Initiativen König Ludwigs I., wurde Regensburg für Reisende wieder attraktiv, ein Zustand der bis heute anhält, wie der Autor treffend resümiert.

Für Künstler, Gelehrte, Politiker und andere gebildete Personenkreise des 18. Jahrhunderts gehörte Reisen zum guten Ton, galten sie doch als Bildung. Auf die neue einsetzende Mobilität lohnt ein Blick, da sich die Rahmenbedingungen sehr verändert hatten. Peter Styra greift verschiedene Aspekte des Reisens im 18. Jahrhundert detailliert auf und ergänzt dadurch die Schilderungen zu den Italienfahrten Karl Albrechts und Clemens Augusts (S. 289–313). Neben Reisehandbüchern und Passierscheinen, die sozusagen die Organisationsgrundlage einer Reise bildeten, wurden einige Reiseutensilien bzw. Reisegepäck als damals notwendig geschildert. Exemplarisch wird die „Packliste“ Goethes für eine Reise in die Schweiz 1787 aufgeführt, der mit äußerster Akribie seine Reiseutensilien auswählte. Das Fortbewegungsmittel in dieser Zeit war das Pferd oder eine Kutsche, mit der sich verhältnismäßig schnell und zuverlässig eine Reise bewältigen ließ. Der Postreiseverkehr, organisiert durch die Fürsten von Thurn und Taxis, ermöglichte vor allem wohlhabenden Personen bequem zu reisen. Mit der sogenannten Extrapost konnte man einen individuellen Reiseplan umsetzen und war zudem frei in der Auswahl der Mitreisenden; freilich hatte diese Art des Reisens auch ihren Preis. Die Epoche

des Reisens mit Kutschen endete schließlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes.

Der vorliegende reichhaltige Sammelband eröffnet, angestoßen durch die Edition der Reistagebücher, vielschichtige Perspektiven auf „die jungen wittelsbachischen Hoffnungsträger“ Karl Albrecht und Clemens August und bietet Einblicke in das Leben bayerischer Eliten im 18. Jahrhundert. Die beiden Söhne von Max II. Emmanuel setzen die Reichskirchenpolitik ihres Vaters erfolgreich fort,

indem sie ihre Nähe zum Papst intensivierten (Italienreise 1715/16) und wichtige Kirchenämter besetzten. Der Impetus der Beiträge, die breit gefächert sind, liegt neben Darstellung dieser Entwicklung auch auf der Reisetätigkeit in dieser Zeit sowie in dem als „päpstliche Ehrerweisungen in Rom“ beschriebenen Umfeld. Diese gelungene Verknüpfung jener Themen macht diese Publikation interessant und führt zugleich vor, dass eine Komplexität der Thematiken eine Darstellung bereichert.

Raffael Parzefall

Maximilian J. Zinnbauer, Amtsinhaber im Pflegamt Murach von 1623–1810, Band 11: Die Zeit von 1756, Oberviechtach 2016, XL und 416 S.: ill.; ISBN 978-3-9817772-0-8

Band 12: Die Zeit von 1757–1759, Oberviechtach 2017, XL und 384 S.: ill., ISBN 978-3-9817772-1-5

Wieder ist beträchtlicher Zuwachs in der Reihe „Amtsinhaber im Pflegamt Murach“, der sog. Blauen Reihe, anzuzeigen. *Band 11* behandelt nur das Jahr 1756 (die Angabe auf dem Einband „1756–1757“ trifft nicht zu). Max Zinnbauer hat hier weitere Archivalien aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Bestand „Hofkammer München“, Fasz. 744, 746 und 3661 transkribiert, erläutert und illustriert. Die Nummerierung der Schriftstücke startet mit der lfd. Nr. 481 und endet mit Nr. 504. Es wird die Zeitspanne vom 10. Januar bis 17. Dezember 1756 abgedeckt. Unter der Überschrift „Der Inhalt in Kurzform“ (S. XV–XL) wird in ausführlichen Regesten ein Überblick über die transkribierten Schriftstücke gegeben. Danach werden die Archivalien einzeln in Faksimile und Transkription vorgestellt (S. 1–356). Den Abschluss bildet ein umfangreicher Index, der Orts- und Personennamen sowie Begriffe und Redewendungen nach den Originaltextstellen auflistet.

Band 12 der Reihe „Amtsinhaber“ deckt die Jahre 1757 bis 1759 ab. Die edierten Archivalien stammen ebenfalls aus dem Bestand „Hofkammer München“ des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, hier Fasz. 744, 746, 748 und 3661. Die Schriftstücke sind durchlaufend nummeriert, hier von der lfd. Nr. 505 bis Nr. 544. Es wird die Zeitspanne vom 8. Januar 1757 bis 12. Dezember 1759 abgedeckt. Nach der Einführung wird zunächst wieder in Regesten ein Überblick über

die transkribierten Schriftstücke gegeben (S. XI–XXX), dann folgen die einzelnen Archivalien (S. 1–337) und schließlich der umfangreiche Index (wie oben).

Zu *Band 11*: Noch immer war Maria Theresia von Alphson, geborene von Mörmann, verwitwete von Reindl, als Hauptpflegerin des Pflegamts Murach eingesetzt. Ihr stand seit 1743 (und noch bis 1760) ein Absentgeld aus den Einkünften aus dem Pflegamt zu. Die Amtsgeschäfte führte seit 1755 Pflegkommissar Johann Georg Klement Ehrnlechner, der sein Amt und den dafür erforderlichen Ehestand nur widerwillig angetreten hatte (s. Rezension „Amtsinhaber“, Bd. 10 in VHVO 155/2015, S. 370 f.).

Wegen der dauerhaft geringen Einkünfte im kleinen Pflegamt Murach war geplant, das Gerichtschreiberamt nach Freiwerden nicht mehr neu zu besetzen und die Besoldung dem Pflegkommissar zukommen zu lassen (Nr. 482). Ehrnlechner hatte gerade für die Instandsetzung der 25 Jahre lang unbewohnten Amts-, Wohn- und Wirtschaftsräumlichkeiten im Schloss Obermurach größere Ausgaben vorfinanziert. Kaum waren die Arbeiten abgeschlossen, verursachte ein schwerer Wintersturm am 19. Februar 1756 gravierende Schäden, die ebenso wie die notwendigen Reparaturmaßnahmen detailliert Niederschlag in den Akten fanden (Nrn. 483–486, 491, 503). Es ergeben sich aufschlussreiche Einblicke sowohl in Details der Räumlichkeiten als auch in die diversen Baumaß-

nahmen und -materialien, die technischen Abläufe bei den einzelnen Gewerken und der beschäftigten Handwerker, die jeweils namentlich genannt werden. Zinnbauer gelingt es hier, den Baubestand von Schloss Obermurach im Einzelnen zu rekonstruieren. Besonders instruktiv ist die entsprechende räumliche Zuordnung der Angaben von 1756 im vergrößerten Ausschnitt aus dem Uraufnahmeblatt von 1835 (Bd. 11, S. 348 f.).

Für Pflegverwalter Ehrnlechner gab es auch 1756 viel zu klagen: Er sei mit großen Versprechungen nach Obermurach gelockt worden, doch nun habe er unter Entbehrungen und Nöten zu leiden (zu geringe Besoldung, hinderliche Bürokratie von Seiten der Regierung in Amberg, diverse Missstände vor Ort). Er befinde sich in desolatem körperlichem und seelischem Zustand. Seine Klagen finden in einer Reihe von Petitionen und Schriftwechseln Niederschlag (z.B. Nrn. 490, 499, 502). Um seine Einkünfte zu erhöhen, wollte er den noch im Markt Oberviechtach amtierenden 60-jährigen Gerichtsschreiber Johann Michael Schmidt schnell aus dem Amt drängen, dieser wehrte sich jedoch dagegen (Nrn. 492 f.; Bd. 12, Nr. 505). Gegenüber der Hauptpflegerin Alphson war Ehrnlechner zunehmend in Zahlungsrückstand; ihre wiederholten Mahnungen wurden von der kurfürstlichen Regierung unterstützt. Ab September 1756 stand sogar eine Pfändung ins Haus (Nrn. 494 ff., 499, 504).

Die Einkünfte Ehrnlechners minderten sich noch, als er wegen eines Vergehens gegen die Forstordnung die Einkünfte aus dem Forstamt verlor (Nr. 496/8., Nr. 500). Das Forstmeisteramt Obermurach wurde aufgelöst und ab September 1756 dem Forstmeister Ignaz Koppmann in Waidhaus zugelegt (Nr. 498, Bd. 12, Nr. 532).

Die thematischen Schwerpunkte von Band 11 werden für die Jahre 1757 bis 1759 in *Band 12* der Reihe „Amtsinhaber“ fortgesetzt. Haus Murach wurde auch im Jahr 1757 von schweren Stürmen heimgesucht, die große Schäden an den Gebäuden verursachten und wieder dringlich Reparaturmaßnahmen erforderten (Nrn. 515–521, 541–542). Ehrnlechner geriet in bedrohliche Überschuldung, da die Rentkammer in Amberg die Begleichung der Handwerkerrechnungen zunächst ablehnte. Auch die Zahlung des Absentgeldes an die Hauptpflegerin stand weiter aus; Ehrnlechner bat wiederholt inständig um

Befreiung von dieser Belastung (z.B. Nr. 522). Anfang August 1758 wurde die Zwangsvollstreckung angekündigt, wenn er nicht innerhalb von 14 Tagen das rückständige Absentgeld von inzwischen 400 Gulden begleiche. Bei Nichtbefolgung wurden die Pfändung seines Privatbesitzes, des Viehbestandes und der Gerätschaften der Ökonomie sowie eine militärische Einquartierung zur Schuldentilgung angedroht (Nrn. 529 ff.). Rentmeister Alois Bonaventura Graf von Kreuth gewährte ihm dann doch noch einen Gnadenaufschub bis zur endgültigen Entscheidung des Landesherrn. Wohl weil Ehrnlechner durch seine folgenschwere Eheschließung (mit einer mutmaßlichen Mätresse des Kurhauses Bayern) in sein Amt gelangt war (siehe dazu Nr. 522), kam ihm der Landesherr mit einem Kompromiss entgegen (Nrn. 532 ff.). Das ausstehende Absentgeld sollte er in jährlichen Raten von 50 Gulden abzahlen. Zu seiner Jahresbesoldung wurde ihm ein jährliches Gnadengeld von 200 Gulden gewährt. Ehrnlechner fand diese Lösung jedoch zu niedrig angesetzt, nachdem ihm das Forstmeisteramt entzogen worden war.

Interessant ist, dass sich zwar die Rentkammer Amberg auch 1757 noch für eine Auflösung des Pflegamts Murach und eine Aufteilung auf benachbarte Ämter aussprach, die Regierung in Amberg sich jedoch nicht dieser Auffassung anschließen konnte: Abgesehen von den hohen Kosten und der Verwirrung, die dadurch entstehen würden, sei Haus Murach wegen der wehrhaften Bausubstanz als Zufluchtsort in Kriegszeiten und als Lagerort für den gesamten Pulvervorrat der Oberpfalz von Bedeutung (Nr. 505). Diese Aspekte überraschen in einer Zeit, in der mittelalterliche Burganlagen abseits der zugehörigen Markt- oder Stadtsiedlung ihre ursprünglichen Funktionen von Schutz und Trutz längst verloren hatten und belegen zugleich die Berechtigung bzw. Notwendigkeit der Renovierung von Haus Murach noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Neben Ehrnlechners Finanzmisere bildet in Bd. 12 der besonders für die Rekonstruktion der Schloss- und Ökonomiegebäude wertvolle Hofkammerakt 3661 „Baulasten für das Pflegehaus Murach“ einen Schwerpunkt. Die Schriftstücke aus diesem Akt wurden chronologisch eingeordnet und lassen Haus Murach in seinen baulichen Details wieder vor dem geistigen Auge erstehen.

Die Bände 11 und 12 der „Blauen Reihe“ geben wieder detailliert Einblicke in die inneren Strukturen des Pflamts Murach, insbesondere in die Probleme der Amtsführung vor Ort, in der zweiten Hälfte der 1750er Jahre. Besonders wertvoll ist die im Rahmen von notwendigen Reparaturmaßnahmen erfolgte ausführliche Bestandsaufnahme der bau-

lichen Gegebenheiten von Schloss Murach. Sie liefert nicht nur umfangreiche Erkenntnisse zu längst verschwundenen Gebäuden, sondern auch zur Geschichte des Bauwesens, der Bautechnik in allen ihren Disziplinen und der einzelnen Handwerkszweige in der Region um Oberviechtach.

Emma Mages

Karin Geiger – Sabine Tausch (Hg.), *Historische Ortsansichten des Oberpfälzers Johann Georg Hämmerl (1770–1838)*, Regensdorf: Buch- und Kunstverlag 2016; 120 S.; ISBN 978-3-95587-033-1

Im Rahmen einer Sonderausstellung wurden 2010 erstmals die Ortsansichten des Oberpfälzers Johann Georg Hämmerl (1770–1838) im Historischen Museum Regensburg gezeigt. Dieses einzigartige historische Bildmaterial „ist nicht nur für die wissenschaftliche und heimatkundliche Forschung von unschätzbarem Wert, sondern weckt auch generell Neugierde und Geschichtsbewusstsein“, wie die beiden Autorinnen treffend in das Werk einleiten. Sie widmen dann auch ihren wissenschaftlichen Beitrag der Entstehungsgeschichte, der Rezeption und der Bedeutung der Ansichten (S. 8–12). Die beiden Serien, die Hämmerl zwischen 1798 und 1803 angefertigt hat, umfassen Ansichten von 46 Städten, Märkten, Klöstern und Adelssitzen. Die 28 museumseigenen Exemplare sind farbig aquarelliert, die 43 privaten Grafiken sind in sepiafarbener Tönung. Der unschätzbare Wert dieser Grafiken liegt zum einen allgemein am dokumentarischen Charakter, zum anderen handelt sich oftmals um die einzige Darstellung aus jener Zeit. Hämmerl wurde so zum Bewahrer von Ansichten einzelner Städte, Ortsteile oder Dörfer vornehmlich im ehemaligen Herzogtum Pfalz-Neuburg, die heute aufgrund von Veränderungen in der Bausubstanz oder durch Katastrophen nicht mehr nachvollziehbar sind.

Den persönlichen Hintergrund des Malers und die familiären Verhältnisse der Hämmerls stellt Gabriele Schneider in den Mittelpunkt ihres Beitrags (S. 14–25). Sie beschreibt zunächst das Wirken von Johann Georg Hämmerl d. Ä. (1740–1783), der nachweislich in der Mitte des 18. Jahrhunderts mehrere Aufträge als Kirchenmaler ausgeführt hatte. Neben der Darstellung des

Stammbaums der Hämmerl im 18. Jahrhundert zeigt die Autorin Parallelen zu den Kallmünzer Malern Matthias Zintl und Joseph Forster auf, bevor sie sich Johann Georg Hämmerl d. J. widmet. Das älteste Werk von Hämmerl dürfte das Altarbild des Hochaltars von St. Laurentius in Bergstetten sein. Die letzten Datierungen betreffen die Fassung von vier Statuen auf dem Hauptaltar von Kallmünz. Leider sind viele Arbeiten von Hämmerl nicht mehr vorhanden, sodass sich die Zuweisung von Arbeiten, Bildwerke oder auch Fassarbeiten als schwierig erweist und eine umfassende Beurteilung des Wirkens meist nur anhand von sekundären Informationsquellen vorgenommen werden kann. Sein offensichtliches Talent schien er an seine beiden Söhne Joseph und Karl vererbt zu haben, wie die Autorin mit Hinweis auf Ausbildung und Wirken resümiert.

Die Wirkungs- und Entstehungszeit von Hämmerl und dessen Bilderzyklus um 1800 nehmen Birgit Angerer und Margit Berwing-Wittl in den Blick (S. 26–37). Sie untersuchen zunächst das Arbeitsumfeld und die Vorbilder von Johann Georg Hämmerl und thematisieren dann die Arbeitsweise und Topoi des Künstlers, indem sie auf Kultivierung der Landschaft verweisen. Die stets erhöhte Perspektive, die Hämmerl wählte, ermöglichte es, den Ort „topografisch und architektonisch weitgehend“ korrekt abzubilden. Die Beschreibung von Einzelbeispielen aus den Hämmerl-Zyklen ist interessant und beinhaltet nochmals die häufig verwendeten Komponenten, wie Schlösser, Häuser, Kirchen, aber auch Flüsse, Gärten oder Parks, der Hämmerl'schen Kompositionen. Besonders erwähnenswert sind hierbei die drei signierten Ansichten der pfalz-neuburgischen

Residenz Burglengenfeld. Hämmerl porträtiert derart detailreich den Ort, sodass 100 Jahre später Max Augustin die Ansicht nahezu identisch kopiert. Die erst 2014 bekannt gewordene Zeichnung zeigt, dass womöglich noch weitere Ansichten auf ihre Entdeckung warten.

Die historische Einbettung der Ortsansichten durch Tobias Appl und Bernhard Lübbers beschließt den Aufsatzteil (S. 38–44). Die „Obere Pfalz“ veränderte in der Zeit des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit vollkommen ihr Aussehen. An die Entwicklung Bayerns und der Oberpfalz von 1180 bis 1714, als die Oberpfalz mit dem Frieden von Rastatt, der den blutigen Spanischen Erbfolgekriege beendete, an Bayern zurückfiel, schließt sich die Phase der Veränderung im 18. und 19. Jahrhundert an. Denn nach dem Aussterben der altbayerischen Linie 1777 wurden die Territorien unter der Herrschaft Pfalz-Bayern zusammengefasst und von München aus durch Kurfürst Karl Theodor regiert. Die heterogenen Gebiete jedoch erforderten die Einführung einer einheitlichen Verwaltung, sodass im Jahr 1799 die Obere Pfalz, Pfalz-Sulzbach und Landgrafschaft Leuchtenberg sowie kleinere Herrschaften zur „Provinz Oberpfalz“ vereinigt wurden.

Nach den Napoleonischen Kriegen und der Neugliederung Bayerns wurde Regensburg schließlich 1810 Hauptstadt des Regenkreises bevor der Kreis als „Oberpfalz und Regensburg“ bezeichnet wurde. Die eigentlich historisch naheliegende Bezeichnung wurde 1931 in „Regierung von Niederbayern und Oberpfalz“ geändert und firmiert sozusagen ab 1948 schließlich als Regierungsbezirk „Oberpfalz“, ohne namentlich weiterhin an die Verbindung zu Regensburg zu erinnern. Wenigstens befindet sich der Regierungssitz bis heute in Regensburg!

Den Hauptteil dieser Publikation bilden natürlich die 71 Ortsansichten. Im Bildteil werden zunächst die paarweise vorhandenen in jeweils alphabetischer Reihenfolge gegenüber gestellt, im Anschluss daran die Einzel-exemplare. Die immer wieder betont detaillierte, lebendige Darstellung der meist unverwechselbaren und markanten Motive ist bemerkenswert und lädt geradezu zu einem Besuch der jeweiligen Orte ein! Einziger, persönlicher Wehmutstropfen: es sind von Hämmerl leider ausschließlich Orte in der mittleren und nördlichen Oberpfalz aufgesucht und porträtiert worden, aber dafür können natürlich die beiden Herausgeberinnen dieser aufschlussreichen (Begleit-)Bandes nichts!

Raffael Parzefall

Camilla Weber (Hg.), *Bischof und Landesherr in Regensburg. Carl Theodor von Dalberg (1744–1817) zum 200. Todestag*. Begleitpublikation anlässlich des 50. Jahrestags der Gründung des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte e.V. am 10. Februar 2017 (Bischöfliches Zentralarchiv und Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg. Kataloge und Schriften 37) Regensburg: Schnell und Steiner 2017; 107 S.: ill.; ISBN 978-3-7954-3241-6

Für die Feier des 150. Todestages von Fürstbischof Carl Theodor von Dalberg lud Bischof Rudolf Graber am 10. Februar 1967 in die Festaula des Bischöflichen Priesterseminars am Bismarckplatz ein. Festredner war Prof. Dr. Georg Schwaiger. Sein Vortrag wurde als Aufsatz im ersten Band der „Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg“, dem Publikationsorgan des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte veröffentlicht. Dieser Verein wurde am 150. Todestag von Dalberg neu gegründet. Der 200. Todestag Dalbergs im Jahre 2017 bot Anlass, nicht nur den 50. Geburtstag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte zu begehen,

sondern erneut das Augenmerk auf die Bedeutung des letzten Regensburger Fürstbischofs und den historischen Kontexten seiner Amtszeit zu richten. Die Vorträge zu diesem Anlass sind in vorliegendem Band abgedruckt.

Karl Hausberger würdigt Dalberg als Landesherrn des Fürstbistums Regensburg (S. 10–19), Klaus Unterburger charakterisiert Dalbergs Selbstverständnis als Bischof und Schriftsteller (S. 20–29). Er skizziert die Anti-Dalberg-Propaganda, die ihm den Vorwurf der Gründung einer romunabhängigen Nationalkirche einbrachte und ihm die Verantwortung für die Säkularisation aufbürdete. Ganz

neu bewertet wurde die Amtszeit von Dalberg dagegen von den beiden Kirchenhistorikern Rudolf Reinhardt und Georg Schwaiger. Beide widmeten ihm ihre Antrittsvorlesung und konnten aufzeigen, wie sehr die Negativsicht auf Dalberg ein innerkirchliches Produkt der nach ihm einsetzenden ultramontanen Verengung gewesen ist. Dalbergs Bischofsideal war noch geprägt von den reichskirchlichen Traditionen: das Entscheidende des Bischofsamts war die Jurisdiktion über die Diözese, nicht die besondere Weihevollmacht, die für Firmungen, Altar- oder Priesterweihen nötig war. Durch die Reformdekrete des Konzils von Trient wurde immer mehr die Hirrentätigkeit des Bischofs propagiert und das Ideal eines Bischofs gezeichnet, der selber predigte und die Sakramente spendete, jährlich seine Pfarreien visitierte, jährlich Diözesansynoden abhielt, sich um die Ausbildung der Priester kümmerte und sie selbst finanzierte. Dalberg ist somit Repräsentant eines reichskirchlichen Bischofstyps, der im Interesse der Seelsorge Reformen durchführte, nach wie vor aber das Bischofsamt als jurisdiktionell-überpfarrliches und politisch-herrschaftliches sah. Anstatt Dalberg also das Verhaftetsein an reichskirchliche Traditionen vorzuhalten, sollte vielmehr gesehen werden, wie er diese Traditionen in den Dienst der Seelsorge stellte und sie reformieren und weiterentwickeln wollte. Auch den Schriftsteller Dalberg, dem immer wieder Dilettantismus vorgeworfen wurde, versucht Unterburger in neues Licht zu stellen: er bezeichnet ihn als einzigen Katholiken der Weimarer Klassik. Er hat die Berufung Herders nach Weimar ermöglicht und stand für einen Glauben, der in keiner Diastase zur Kultur,

zur Vernunft und auch zum Staat stand: „All diese Bereiche sollten für den Glauben dienstbar gemacht werden. Umgekehrt sollte der Glaube aber auch alle Ideale des Guten und der Humanität in sich integrieren, sie als die eigenen erkennen und sich jedenfalls nicht davon abgrenzen.“ (S. 27)

Hermann Reidel beschreibt die Leistungen des Stadt- und Landbaumeisters von Dalberg Emanuel Joseph von Herigoyen (S. 30–39). In den sieben Jahren seiner Tätigkeit in Regensburg ist es ihm gelungen, nicht nur einzelne Gebäude der Stadt zu verschönern, sondern er hat durch innovative Platzgestaltungen die moderne europäische Architektur für Regensburg rezipiert. Dieter Haberl würdigt den Hofmusikdirektor Johann Franz Xaver Sterkel (S. 40–67), dem sich in Regensburg ein ganz neues Betätigungsfeld eröffnete. Mit dem Erlöschen des Prinzipalkommissariats war die repräsentative Hofhaltung des immerwährenden Reichstags zum Erliegen gekommen und die Blütezeit des Thurn und Taxischen Hofes und seiner berühmten Hofkapelle war vorüber. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1806 erfolgte auch die Auflösung des Hoftheaters und des Hoforchesters. In dieser Umbruchzeit kam Sterkel nach Regensburg und sorgte für ein erneutes Aufblühen der Musikkultur.

Den Abschluss im Band bildet der Beitrag „Dalbergiana im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg“ (S. 90–106) von Stephan Acht, der sich als Unterstützung für künftige Dalbergforschung versteht. So ist auch zum 200. Todestag von Dalberg eine würdige Erinnerungsschrift entstanden.

Erich Garhammer

Franz Joseph Vohburger, Heimat- und Sagenbuch des Königlich Bayerischen Bezirksamtes Burglengenfeld aus der Zeit um 1900, Regenstauf: MZ-Buchverlag 2016; 304 S.; ISBN 978-3-86646-347-9

Erhöhe Franz Joseph Vohburgers Heimat- und Sagenbuch wissenschaftlichen Anspruch, wäre es einer intensiveren Plagiatsprüfung zu unterziehen. Denn mehrere Stichproben ergeben, dass der Autor Passagen aus älteren Werken übernahm. Heißt es zum Beispiel im ersten Band von Wilhelm Götz' „Geographisch-historischem Handbuch von Bayern“ aus dem Jahr 1895 auf Seite 756 über Leonberg, es handle sich um ein Pfarr-

dorf „mit einem malerischen Schlosse der Grafen von der Mühle, auf Granitgewölbe als Zierde der Landschaft weithin wirksam“, so beginnen Vohburgers Ausführungen zu diesem Ort folgendermaßen: „Leonberg war im Jahre 1900 ein uraltes Pfarrdorf mit einem malerischen Schloss der Grafen von der Mühle-Eckart auf einem Granitgewölbe, das als Zierde der Landschaft weithin sichtbar und wirksam ist.“ (S. 139) Ähnliche Paral-

lelen treten bei einem Abgleich mit Georg Hagers Werk über „Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern“ zutage, wo nicht zuletzt die Oberpfalz und Regensburg und auch speziell das Bezirksamt Burglengenfeld behandelt werden. Dieses Buch erschien 1906. Im Eintrag über die Kirche St. Maria Magdalena von Kirchenödenhart steht: „Im Mittelalter stand das Schiff westlich vom Turm, dessen Erdgeschoß als Chor diente und östlich mit einer Apsis abschloß.“ (S. 89) Vohburger gibt den gleichen Satz mit aktualisierter Orthographie wieder (S. 127). Das Handbuch von Götz gibt Vohburger immerhin in seinem Kapitel über Burglengenfeld sowie den Quellenachweisen an. Dort erwähnt er Hagers Werk über die Kunstdenkmäler nicht. Auch wenn der Leserkreis wie bei dieser Veröffentlichung eher regional begrenzt sein wird, ist das als mangelhaft zu betrachten. Bedient sich ein Autor allzu freizügig bei anderen Urhebern und lässt er ihnen gegenüber den gebührenden Respekt vermissen, der durch Quellenverweise leicht zu erweisen wäre, bleibt immer ein fader Beigeschmack. Ein „Dipl.-Verwaltungswirt FH“, wie sich der 1942 geborene und als „heimatbewusster Kastellan“ auf diversen Burgen tätige Vohburger auf dem Klappentext einführen lässt,

sollte sich dessen bewusst sein. Der Leser bekommt es also mit einer Kompilation zu tun. Dass sie von tiefer Nostalgie geprägt ist, erschließt sich schon in der Einleitung. Hier lässt Vohburger einen kulturpessimistischen Impetus erkennen, wenn er „von unserer immer seelenloser werdenden modernen Zeit“ schreibt. Vohburger lässt das alte Bezirksamt Burglengenfeld wiederaufleben, wie es sich an der Wende zum 20. Jahrhundert darstellte. Jeder der seinerzeit registrierten Gemeinden widmet er ein Kapitel. Viele von ihnen wie Traidendorf, Dallackenried und Gögglbach wurden seither in größere Orte eingemeindet, Ibenthann wurde in Maxhütte umbenannt. Die überwiegend recht knappen Ausführungen über die Orte selbst garniert Vohburger mit Liedtexten, Sagen, Gedichten und Lebensweisheiten. Viele Geschichten handeln von armen Seelen und anderen durch diese Gegend spukenden Geistern. Franz Joseph Vohburger leistet einen Beitrag, diese alten Geschichten vor dem Vergessen zu bewahren. Das Buch ist nicht zuletzt zum Schmunzeln und zum Gruseln gedacht. Dass es seinen Zweck bei der Zielgruppe erfüllt, ist nicht auszuschließen. Ein sorgfältiges Lektorat hätte ihm gleichwohl gutgetan.

Rudolf Neumaier

Fabian Fiederer, „... an allen alten Traditionen festhalten“. Lebenswelt und Selbstverständnis des Hochadels am Beispiel des Fürstenhauses Thurn und Taxis in der Zeit Fürst Albert I. (1888–1952) (Thurn und Taxis Studien. N. F. 5) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2017; 440 S.; ISBN 978-3-7917-2795-0

Zu Beginn seiner 440-seitigen Arbeit stellt Fabian Fiederer die Frage, was ein weiteres Werk über den Adel legitimiere. Denn während die Adelsforschung im Jahr 1990 noch äußerst defizitär anmutete, kann diese Aussage, heute, 27 Jahre später, nicht mehr unterstrichen werden, entstanden doch in den letzten drei Jahrzehnten zahlreiche Publikationen. Trotzdem sieht Fiederer seine Arbeit in diesem Reigen völlig zu Recht als notwendig und bedeutsam an.

Ursprünglich von dem Gedanken beseelt, dieselbe 1918, mit dem Ende des so genannten „langen 19. Jahrhunderts“ enden zu lassen, verwarf er diesen Gedanken alsbald, da er von der Person Alberts I., der mit 64 Jahren die längste Regierungszeit aller Fürsten von Thurn und Taxis aufzuweisen hat, derart

fasziniert war, dass er beschloss, die Arbeit familienbiographisch aufzuziehen. Während seiner Zeit als Vorsteher des fürstlichen Hauses durchlief der Monarchist Albert die verschiedensten gesellschaftspolitischen Phasen, angefangen mit dem zweiten Deutschen Kaiserreich über den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik bis hin zum Zweiten Weltkrieg, ein Umstand, der ihn alleine schon zu einem interessanten Untersuchungsobjekt macht.

Als übergeordnete Klammer seines Werkes nennt Fabian Fiederer die adelige Lebenswelt und das adelige Selbstverständnis in einer Zeit, in welcher der Adel eigentlich kontinuierlich an Bedeutung verlor und stellt in diesem Kontext die These auf, dass sich die Thurn und Taxis unter Albert I. dieser gesell-

schaftspolitischen Dynamik soweit wie möglich zu widersetzen versuchten, indem sie Alt-hergebrachtes und Traditionen bewahrten und der allgemein wirkenden Dynamik somit durch eine eigene Form der Statik entgegen traten. Von zentraler Bedeutung sind für den Verfasser dabei lebensweltliche und soziokulturelle Fragen. Generell geht es Fiederer also darum herauszuarbeiten, ob es sich bei Albert I. um einen typischen Repräsentanten des Hochadels seiner Zeit handelte oder ob die Alleinstellungsmerkmale bei den Thurn und Taxis überwogen.

Was den Aufbau der Arbeit anbelangt, so vermag der Autor mit einer Einleitung zu punkten, die den derzeit geltenden, wissenschaftlichen Anforderungen in allen Belangen gewachsen ist. Bereits in diesem Teil gelingt es ihm, die Singularität der Familie Thurn und Taxis, herauszustreichen, nicht zuletzt durch eine Verortung des Geschlechts in dem kurzen, aber höchst informativen und prägnanten Abschnitt „Die Thurn und Taxis von den Anfängen bis 1888.“ Besonders ins Auge fällt der definitorische Einleitungsteil, der es dem Leser sichtbar erleichtert, sich mit komplexen Begriffen wie „Adel“, „Haus“, „Dynastie“ und „Ehre“ zu Recht zu finden.

Die für den Hauptteil ursprünglich vorgesehene klassische Dreiteilung nach Max Weber (Ökonomie, Herrschaft und Kultur) wurde zugunsten einer der Publikation äußerst dienlichen, etwas kleinteiligeren Gliederung verworfen. Den Anfang macht ein Kapitel über die Herrschafts- und Rechtsposition der Familie Thurn und Taxis, in welchem explizit auf ihre Sonderstellung als Standesherrn eingegangen wird. Es folgt ein Überblick über die wirtschaftliche Lage, der die zentralen Themen „Post“ und „Unternehmertum“ aufgreift und somit die Erklärung für den exorbitalen Reichtum des Geschlechtes liefert. Die Untersuchung der politischen Einstellung zielt vor allem auf die Einflussmöglichkeiten der Thurn und Taxis in einer Zeit ab, in welcher dem Adel immer mehr Privilegien und Mitspracherechte aberkannt wurden. Natürlich spielt speziell die Haltung gegenüber den Nationalsozialisten eine große Rolle, wobei Fiederer herausstreicht, dass die Familie weder als Sympathisant des Naziregimes bezeichnet werden kann noch durch diesbezügliche Skandale auf sich aufmerksam machte. Elementare Bestandteile der adeligen Lebenswelt war natürlich die Familie sowie

die Erziehung der Kinder und deren standesgemäße Verheiratung, denn nur durch die Geburt zahlreicher Nachkommen in einem gesellschaftlich anerkannten Rahmen, konnte der Familienstammbaum fortgesetzt werden. Dem folgt ein Kapitel über die exklusive Lebensführung der Thurn und Taxis in ihren zahlreichen Schlössern, die luxuriöse Hofhaltung und die Vernetzung innerhalb des Hochadels. Zudem wird der Fokus auf das Phänomen der adeligen Jagd gerichtet, die ohne Zweifel als eines der Spezialgebiete Fabian Fiederers bezeichnet werden kann. Darüber hinaus gibt es lesenswerte Exkurse zu höfischen Festen und Feiern, den zahlreichen Reisen des Fürsten und verschiedene Orden als Symbol der Elitenzugehörigkeit. Die beiden abschließenden Kapitel widmen sich dem Mäzenatentum, der Unterstützung von Theater, Vereinen, Institutionen und Privatpersonen sowie dem kulturellen Bewusstsein zum einen und dem streng katholischen Glauben und der daraus resultierenden Caritas der Familie zum anderen, wobei Fiederer vor allem bei den karitativen Bemühungen die Frage stellt, ob dies allein getreu dem Motto „*noblesse oblige*“ geschehe.

Fabian Fiederer beschließt seine Arbeit mit einem gelungenen Resümee, indem er konkludiert, dass das Traditionsbewusstsein Alberts über den ganzen Untersuchungszeitraum hinweg deutlich spürbar sei. Er zeichnete sich durch eine enorme Wertkonstanz aus, hielt an den letzten verbliebenen Herrschaftsrechten fest und wollte das symbolische Kapital um jeden Preis wahren. Interessanter Weise blieben der luxuriöse Lebensstil der Thurn und Taxis ebenso wie der gesellschaftliche Status und das hohe Ansehen bei der Regensburger Bevölkerung den gesamten Untersuchungszeitraum über bestehen, obwohl die politische Welt einem steten Wandel unterworfen war. Schließlich gelangt der Verfasser zu der einleuchtenden Erkenntnis, dass Albert I. in vielerlei Hinsicht ein typischer Vertreter des Hochadels seiner Zeit war, etwa was seine Jagdleidenschaft anbelangt, sich in manch anderen Belangen wie der ökonomischen Potenz jedoch deutlich von seinen Standesgenossen absetzte.

Summa summarum liefert Fabian Fiederer eine durchaus beeindruckende, biographisch verortete Adelsstudie, die durch ihre logische, an den zentralen Fragestellungen orientierte Gliederung ebenso besticht wie durch

die wissenschaftlich brillante Einleitung, zahlreiche Illustrationen zur bildlichen Untermauerung, einem sehr übersichtlich darge-

stellten Quellenkorpus und einer breit gefächerten sekundärliterarischen Grundlage.

Sabrina Hartl

Andreas Becker – Klaus Buchenau (Hg.), Die Universität Regensburg im Kalten Krieg (Schriftenreihe des Universitätsarchivs Regensburg 1) Regensburg: Universitätsverlag 2017; 144 S.; ISBN 978-3-86845-146-7

Der Beschluss die vierte bayerische Landesuniversität in Regensburg zu errichten, wurde 1962 getroffen. In dem Jahr also, in dem die Kuba Krise einen Höhepunkt des Kalten Krieges markierte. Zudem befand sich die neue Universität geographisch betrachtet vergleichsweise nahe am Eisernen Vorhang. Vor diesem Hintergrund ist der Anspruch der Universität Regensburg bemerkenswert, eine Brückenfunktion zwischen Ost und West einzunehmen. Sinnbildlich und prominent zeigt sich dies etwa im bis heute gültigen Universitätssiegel. Dieses wurde dem Siegel des Brückenmeisters von 1307, das auch die älteste Darstellung der Steinernen Brücke ist, nachempfunden. Mit welchen Maßnahmen dieser Gründungsgedanke in die Praxis umgesetzt wurde, zeigt der Sammelband „Die Universität Regensburg im Kalten Krieg“. Diese Veröffentlichung ist aus einem gleichnamigen Seminar des Professors für Geschichte Südost- und Osteuropas, Klaus Buchenau, in einer Kooperation mit dem Leiter des Universitätsarchivs, Andreas Becker, hervorgegangen. Letzterer benennt in einer historischen Kontextualisierung vorab die Felder des akademischen Austausches sowie entsprechende Forschungsfragen. Darauf folgen insgesamt zehn Fallbeispiele, die wiederum in drei thematische Blöcke gegliedert sind. Im ersten Abschnitt „Konfrontation und Misstrauen“ geht Mario Langbein der Frage nach, ob und in welcher Form eine Zusammenarbeit von Universitäten in Zeiten des Kalten Krieges überhaupt möglich war. Dabei konstatiert er, dass der Kontakt mit Wissenschaftlern des sowjetischen Machtbereichs von Vorbehalten, Misstrauen und bürokratischen Vorgaben geprägt war. Von solch mühsamer und zeitaufwendiger Anbahnung des akademischen Austausches berichtet auch Saskia Kemper. In ihrem Beitrag schildert sie die Vorgaben, die Wissenschaftler vor Antritt einer Reise in den Ostblock zu beachten hatten und deren Kenntnisnahme

im Personalakt vermerkt wurde. Neben Warnungen vor feindlichen Geheimdienstaktivitäten wurde auch auf die Gefahr der Inhaftierung wegen Spionage, Propaganda, etc. aufmerksam gemacht. Generell hielt dies die Wissenschaftler jedoch nicht von Forschungs- oder Vortragsreisen in den Osten ab. In beiden Aufsätzen wird deutlich, dass persönliche Erfahrungen und Bekanntschaften so manches Stereotyp und Schreckensbild des Ostens entkräften konnten. Verschiedenste Aspekte des zweiten Abschnitts zur „Kooperation über Systemgrenzen hinweg“ vermitteln die folgenden fünf Beiträge. Laura Starzer stellt die Tätigkeit der Rektorenkonferenz der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria vor sowie Susanne Heinen diejenige der Donau-Rektoren-Konferenz. Anknüpfungspunkte für diese Form des Austausches bildeten zunächst verbindende Elemente aus der Vergangenheit, wie das gemeinsame kulturelle und wirtschaftliche Erbe. Die Zusammenarbeit begann zunächst vielversprechend, verlief jedoch schleppend und nicht immer effektiv, wenn auch die gesteckten Ziele erreicht werden konnten. Herausforderungen anderer Art nimmt Laura Eschwey in den Blick. Bei der Partnerschaft mit chinesischen Forschungseinrichtungen waren die kulturellen und sprachlichen Hürden, aber auch bürokratische Vorgaben wesentlich größer. Hervorzuheben ist hierbei jedoch auch die unkomplizierte und schnelle Unterstützung, die 1989 chinesischen Austauschstudenten in Regensburg nach dem Tiananmen-Massaker zu Teil wurde. Die Partnerschaft mit jugoslawischen Universitäten gestaltete sich hingegen entschieden einfacher, wie Klaus Buchenau in seinem Aufsatz festhält. Auf Grund der fehlenden Systemkonkurrenz wurden diese Partnerschaften auch eher geschlossen, als etwa mit Universitäten in der UdSSR, der Tschechoslowakei oder Ungarn. Das Interesse von Seiten jugoslawischer Wissenschaftler war groß, wie die deutlich höhere Zahl von

Besuchen in Regensburg als umgekehrt zeigt. Wegen der unzureichenden Ausstattung der jugoslawischen Universitäten entwickelten sich diese jedoch bald zu Hilfsempfängern der Regensburger Alma Mater. Dies wird auch im folgenden Beitrag von Laura Starzer deutlich, der sich mit Büchersendungen an Universitäten im Ostblock beschäftigt. Bemerkenswert erscheint hier die Tatsache, dass trotz einschränkender Vorgaben, die Universität Regensburg tatsächlich jeden Titel beschaffte, der von den anfragenden Universitäten gewünscht wurde. Der Aspekt der adäquaten Ausstattung der osteuropäischen Hochschulen wird auch im dritten und letzten thematische Abschnitt aufgegriffen, der sich dem Zeitraum „1989 und danach: Zusammenarbeit unter neuen Rahmenbedingungen“ widmet. Fritz Güldener behandelt das Sonderprogramm Osteuropa des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD). Damit finanzierte man etwa aktuelle Forschungsliteratur. Der Bedarf war angesichts jahrelang fehlender Mittel und Zensurmaßnahmen freilich groß. Durch die Förderung von Forschungsaufenthalten aber auch Kursen zur Landeskunde, Sprache, Wirtschaft und Pädagogik, die in Regensburg abgehalten wurden, versuchte man nicht zuletzt auch einen Beitrag zur Transformation von sozialistischen Einheitsstaaten zu pluralistischen Demokratien zu leisten. Unter diesen neuen Voraussetzungen gestaltete sich auch die Partnerschaft mit der Masaryk-Universität in Brno (Brünn), die Helmut Erndt beschreibt. Deutlich wird, dass tschechische Kollegen angesichts staatlicher Überwachung und Repressionen, insbesondere im persönlichen Kontakt entsprechende Vorsicht walten ließen. Doch obwohl erst seit Ende der 80er Jahre eine institutionalisierte Zusammenarbeit bestand, hatte sich das Verhältnis der beiden Universitäten binnen weniger Jahre sehr gut entwickelt. Diese enge Verbindung zeigt sich noch heute, durch die Vielzahl an Kooperationen, wie dem Bohemicum oder den Ost-West-Studien. Isabell Metschl untersucht schließlich die Unterstützung osteuropäischer Universitäten durch die Bundesrepublik Deutschland. Beispielsweise wurde, im Zuge einer beabsichtigten Angleichung von Standards der wissenschaftlichen Lehre, nicht mehr benötigte Technik

deutscher Universitäten abgegeben. Hierfür stellte das Bayerische Kultusministerium ebenfalls Mittel für Gastdozenten, Lehraufträge und die Umstrukturierung von Lehrplänen zur Verfügung. Die Universität Regensburg zeigte sich mit über 30 Kooperationsvorschlägen sehr engagiert, von denen jedoch nur zwei bewilligt wurden. Abschließend verdeutlicht ein Verzeichnis der Gastvorträge osteuropäischer Wissenschaftler in Regensburg im Zeitraum von 1976 bis 1990 von Andreas Becker das Interesse aller Disziplinen am wissenschaftlichen Austausch. Die meisten Besucher waren offenbar aus dem Fachbereich Slawistik, sowie den Ländern Polen, Jugoslawien sowie der DDR zu verzeichnen. Ein Anhang mit einigen Abbildungen von Aufenthalten osteuropäischer Delegationen in Regensburg, einem Verzeichnis der benutzten Archivbestände sowie einem ausführlichen Register runden den Band ab. Gemeinsamer Befund der knappen jedoch inhaltlich facettenreichen Beiträge ist, dass vielversprechende Zusammenarbeit zwischen den Universitäten meist auf persönlichen Kontakten einzelner Wissenschaftler basierte. Der gemeinsame Austausch ermöglichte Vorurteile und Vorbehalte, die der Ost-West-Konflikt hervorgerufen hatte, zu hinterfragen und zu überwinden. Seit Mitte der 70er Jahre engagierte sich die junge Regensburger Universität in zahlreichen institutionellen Kooperationen, die Kolloquien, Vorträge, Kongresse sowie den Austausch von Dozenten und Studenten ermöglichten, wodurch sie ihrem Anspruch als Brücke zum Osten gerecht wurde. Der Sammelband, der zugleich den Auftakt der neuen Schriftenreihe des Universitätsarchivs darstellt, vermag es, eine Vielzahl von Themen und Forschungsfeldern zur Kooperation von Hochschulen im Kalten Krieg pointiert darzustellen. Zudem werden zahlreiche Fragestellungen aufgeworfen, die einer näheren Betrachtung harren. Der Universitätsarchivar Andreas Becker verspricht: „Die Quellen sind da.“ (S. 20) – Sollten sich also erneut solch engagierte Studentinnen und Studenten zusammen finden, darf man auf die folgenden Bände der Schriftenreihe des Universitätsarchivs getrost gespannt sein.

Konrad Zrenner

Achim Hubel – Manfred Schuller, Der Dom zu Regensburg. Textband 3 (Die Kunstdenkmäler von Bayern. N. F. 7,3,3) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2016; 852 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2335-8

Mit der Veröffentlichung des dritten Textbandes findet die Gesamtedition „Der Dom zu Regensburg“, die in der Reihe „Die Kunstdenkmäler von Bayern“ erscheint, ihren Abschluss. Sie bildet 30 Jahre Forschung am Regensburger Dom ab. Der fünfte Teil der Publikationsreihe beschäftigt sich mit der Farbigekeit des Doms im Mittelalter und in der Neuzeit (S.1–84). Äußerst spannend lesen sich die Erkenntnisse zur Struktur der Regensburger Dombauhütte im Mittelalter (S.85–106). Der Katalogteil widmet sich zum einen der Architektur des Doms – dem so genannten Eselsturm, den Fundamenten des gotischen Doms oder der Schließung des Gebäudes mit Laufgängen und Wendeltreppen (S.407–646) und bietet zum anderen erstmals eine Gesamtübersicht über die Skulpturen und die Bauplastik im Regensburger Dom (S.647–800). Ein Orts- und Personenregister zu den Quellen-Publikationen in Band 7,1 sowie ein Gesamtregister zu den Bänden 7,1–7,5 schließen den Band ab. Die Ergebnisse sind das Resultat eines interdisziplinären Forschungsprojekts. Kunsthistoriker, Architekten, Denkmalpfleger, Restauratoren und Vertreter verschiedener anderer Disziplinen haben den Regensburger Dom 30 Jahre lang als Modellfall einer gotischen Kathedrale aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln untersucht. Prof. em. Dr. Achim Hubel (Universität Bamberg) und Prof. Dr.-Ing. Manfred Schuller (TU München) leiteten das Projekt. Die Zusammenarbeit der verschiedensten Fachdisziplinen führte zu einem eindrucksvollen Gesamtbild des Regensburger Doms. Die Reihe der Kunstdenkmäler ist

für den, der nicht an ihren Gebrauch gewöhnt ist, wenig einladend. Die Bände haben etwas Feldgraues, Uniformiertes und passen überhaupt nicht zur Üppigkeit und farbigen Vielfalt der bayerischen Kunst – so der Kunsthistoriker Robert Suckale. Sie heischen Respekt, aber verführen nicht zur Lektüre. Auf diesem Hintergrund muss auf den bahnbrechenden Charakter des Regensburger Domprojekts hingewiesen werden. Das Regensburger Dom-Team hat eine exzellente Forschungsleistung erbracht. In Regensburg ist unter den Schriftquellen etwas Einzigartiges erhalten, die Abrechnungen der Bauhütte, wie es sie sicher auf allen Großbaustellen gegeben hat, die jedoch fast immer den gewöhnlichen Weg des Altpapiers gingen. In der Regel sind aus den Notizen kaum umwerfende Erkenntnisse zu ziehen, doch wird in diesen Listen etwas vom Tun und Treiben auf einer mittelalterlichen Großbaustelle sichtbar. Zusammenfassend kann gesagt werden: hier liegt eine grandiose, fast alle Bereiche der Erforschung eines gotischen Domes revolutionierende, im Grunde einmalige Forschungsleistung vor. Wer die Geschichte dieses Vorhabens Revue passieren lässt, das vor über 25 Jahren an der Universität Bamberg mit einem Forschungsprojekt von bescheidenem Umfang begann und durch die Mithilfe verschiedenster Institutionen und Geldgeber und einer Gruppe von über 50 Mitarbeitern zum jetzigen Ergebnis führte, kann nur anerkennend feststellen: ein einzigartiges Projekt der Bauforschung und Kunstgeschichte hat einen würdigen Abschluss gefunden.

Erich Garhammer

Friedrich Fuchs, Der Lachende Engel. Auf den Spuren der Steine am Dom zu Regensburg, Regensburg: Schnell und Steiner 2016; 128 S.: ill.; ISBN 978-3-7954-3181-5

Am 16. November 2016 starb mit Friedrich Fuchs (1952–2016) einer der besten Kenner des Regensburger Domes. Das Büchlein mit dem schönen Titel „Der Lachende Engel“ ist das letzte Werk aus der Feder des Kunsthistorikers. Fuchs legt damit eine konzentrierte Darstellung der Geschichte des

Domes, von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, sowie seiner Baugeschichte vor. Einen besonderen Schwerpunkt setzt er mit Blick auf Farbigekeit und die Lichtverhältnisse der Kathedrale. Als Leitmotiv dient dem Buch der lachende Erzengel Gabriel, Teil der berühmten Verkündigungsgruppe im Regens-

burger Dom, die vom so genannten „Erminoldmeister“ im ausgehenden 13. Jahrhundert geschaffen wurde. Dieser Künstler, der vermutlich mit dem urkundlich belegten „magister Ludwicus lapicida“ identisch sein dürfte, hat einige der bedeutendsten Kunstwerke in der Regensburger Bischofskirche und darüber hinaus hinterlassen. Das Lächeln der beiden Figuren der Verkündigungsgruppe ist in den letzten Jahren mehr und mehr zu einem Wahrzeichen des Regensburger Doms, ja zu einem Wahrzeichen der Stadt Regensburg selbst geworden. Immer wieder auf diese Plastiken Bezug nehmend, erläutert Fuchs sachkundig und auch für den Laien sehr gut verständlich Geschichte und Besonderheiten der Regensburger Kathedrale. Dabei verliert er sich nie in Details, sondern behält stets das große Ganze im Blick. Insbesondere auf die Farbgestaltung

der Figuren, aber auch auf die großartigen mittelalterlichen Fenster, eine der ganz besonderen Kostbarkeiten des Regensburger Doms, kommt er ausführlich zu sprechen. Der sehr ansprechend illustrierte Band vermittelt auf eine sehr anschauliche und leichtfüßige Weise, ohne dabei je zu verflachen, die Bedeutung vieler Einzelheiten der gotischen Kathedrale, beispielsweise der Steinmetzzeichen, von denen mehr als 10.000 am Regensburger Dom nachgewiesen sind. Man merkt dem Buch an, dass es auf der Summe an Fachkenntnissen eines reichen Wissenschaftlerlebens basiert; es ist mit der Souveränität des Experten geschrieben, ohne jemals die Bodenhaftung zu verlieren. Das Buch ist so das Vermächtnis des Kunsthistorikers und des Menschen Friedrich Fuchs zugleich geworden.

Bernhard Lübbers

Tobias Appl – Manfred Knedlik (Hg.), *Oberpfälzer Klosterlandschaft. Die Klöster, Stifte und Kollegien der Oberen Pfalz* (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Oberpfalz 2), Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2016; 327 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2759-2

Vorliegender Band befasst sich mit der Klosterlandschaft der Oberen Pfalz. Dieses Territorium, das 1329 im Hausvertrag von Pavia vom restlichen Bayern abgetrennt und mit den pfälzischen Besitzungen der Wittelsbacher am Rhein vereinigt wurde, ist der Vorläufer der heutigen Oberpfalz. Dieses Gebiet wurde drei Jahrhunderte lang von Heidelberg aus politisch gelenkt, konnte aber mit der Regierungsstadt Amberg im Zentrum ein gewisses Eigenleben entfalten. Im Zuge des 30jährigen Krieges kam die Oberpfalz wieder an Bayern und bildete neben den beiden niederbayerischen Rentämtern Straubing und Landshut sowie den oberbayerischen Rentämtern München und Burghausen eine Mittelbehörde im bayerischen Staatsaufbau. Die Säkularisation bedeutete für die Klöster der Oberen Pfalz einen dramatischen Einschnitt.

Diese räumliche und zeitliche Festlegung prägt eine historische Klosterlandschaft, die ihre Eigenheiten aufweisen kann. Die zum Zeitpunkt des Hausvertrags von Pavia in der Oberpfalz bereits existierenden klösterlichen Niederlassungen blickten im Gegensatz zu den im restlichen Bayern gelegenen Klöstern nur auf eine relativ kurze Vergangenheit zu-

rück. Hier hatten die Klostergründungen relativ spät an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert eingesetzt.

Bemerkenswert an den Klöstern der Oberpfalz ist die Tatsache, dass sie nicht erst in der Säkularisation von 1802/03 aufgelöst, sondern bereits im 16. Jahrhundert aufgehoben wurden. Da sich die Pfälzer Kurfürsten im Laufe des 16. Jahrhunderts der Reformation und der calvinistischen Konfession zuwandten, wurden auch die Untertanen zu diesem Konfessionswechsel gezwungen. Erst der Übergang der Oberen Pfalz an das katholische Bayern schuf die Voraussetzungen, dass zahlreiche Klöster nach gut einem Jahrhundert 1669 wiederbegründet und größtenteils von den alten Orden wiederbesetzt wurden. Der Landesherr siedelte zur Rekatholisierung vor allem Ordensgemeinschaften mit einem missionarischen Impuls an (Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner).

Der Band behandelt alle Klöster, Stifte und Kollegien der Oberen Pfalz im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Er versteht sich nicht als ein Handbuch mit uniformem Zugriff, sondern lässt ein breites Spektrum der Oberpfälzer Klosterlandschaft erstehen, so

dass ein farbiger und facettenreicher Eindruck entsteht. Kapitel 1 beschreibt die Epoche der Klostergründungen der alten Prälatenorden Weißenhohe, Kastl, Reichenbach, Ensdorf, Michelfeld, Böhmischembruck, die drei Klöster des Zisterzienserordens Waldsassen, Walderbach und Seligenporten sowie das Prämonstratenserklöster Speinshart und das Spital des Hospitaliterordens in Neumarkt. Im zweiten Kapitel stehen die Bettelorden der Dominikanerinnen (Schwarzhofen und Engelthal), der Augustiner-Eremiten (Schönthal) und der Franziskaner (Amberg und Möninger Berg) sowie die Niederlassung der Birgitten in Gnadenberg im Mittelpunkt. Das

dritte Kapitel behandelt die Reformorden der Frühen Neuzeit: Jesuiten (Amberg), Franziskaner in der strengen Observanz der Reformaten (Amberg, Freystadt, Kemnath, Neunburg vorm Wald und Pfreimd), Paulaner (Amberg) und die Kapuziner (Neumarkt, Sülzburg, Pyrbaum).

In der Oberen Pfalz entstand innerhalb eines politischen Territoriums, das in drei Diözesansprengel reichte, eine Klosterlandschaft ganz eigener Art und Prägnanz. Vorliegender Band bringt diese Klosterlandschaft neu zum Leuchten.

Erich Garhammer

Joachim Hamberger – Otto Bauer, Wald. Mensch. Heimat. Eine Forstgeschichte Bayerns, Freising: Laubsänger Verlag 2017; 235 S.: ill.; ISBN 978-3-945630-08-2

Über ein Drittel der Fläche Bayerns ist heute mit Wald bedeckt. Über Jahrhunderte hinweg spielten die Wälder eine wichtige Rolle im alltäglichen Leben der ländlichen Bevölkerung und das darin gewonnene Holz stellte eine der wichtigsten Ressourcen für nahezu alle Betriebe und Gewerbe sowie eine bis ins 19. Jahrhundert hinein kaum zu kompensierende Energiequelle dar. Trotz des hier nur angedeuteten Stellenwertes der bayerischen Wälder, ihrer Nutzung und der darin wachsenden Ressourcen wurde zuletzt im Jahr 1934 eine „Geschichte der Wälder Altbayerns“ vorgelegt.⁶ Unlängst haben Joachim Hamberger (Leiter des Bereichs Forsten am AELF Landau an der Isar und Lehrbeauftragter für Forstgeschichte an der TU München) und Otto Bauer (von 1976–1993 Leiter der Bayerischen Staatsforstverwaltung) nun eine neue Forstgeschichte Bayerns vorgelegt, die alle Regierungsbezirke abdeckt.

Gemäß dem Vorwort „will [die zu besprechende Arbeit], wissenschaftlich fundiert, in die Wälder der Vergangenheit führen und zeigen, wie die Menschen sie genutzt, verwüstet aber auch um ihre nachhaltige Bewirtschaftung gerungen haben. Es soll forstgeschichtliche Themen in griffiger Form vorstellen, aber auch den Zusammenhang der

Forstgeschichte mit der Kulturgeschichte, der Siedlungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vermitteln und die Verflechtung mit den geistigen Strömungen der Zeiten erklären“ (S. 8). Explizit als Zielgruppen werden Studierende, Wald- und Forstleute im aktiven Dienst, Bürger und Bürgerinnen benannt.

Die Einleitung führt zudem in die Zielstellung und Erläuterung der Gliederung ein. Bereits hier fällt auf, dass die Abhandlung in ihrer Struktur keine klassische Forstgeschichte darstellt, die entlang einer chronologischen Entwicklungslinie die Waldnutzung und Forstwirtschaft behandelt. Stattdessen wählen die Verfasser als übergeordnete Gliederungskategorie die relativ jungen bayerischen Regierungsbezirke also ein administrativ-topographisches Moment. Dies führt aber zwangsläufig dazu, dass bestimmte Themen und Nutzungsformen, die über die einzelnen Bezirke hinaus bedeutend waren nur an einzelne Bezirke angekoppelt werden. Dies versuchen die Verfasser eingangs zu rechtfertigen: „Die Anbindung eines Themas an eine bestimmte Region möchte zwei Ziele gleichzeitig erreichen: Zum einen sollen allgemeine forstgeschichtliche Sachverhalte vermittelt werden; andererseits wird versucht, Regionalgeschichte zu bieten. Beide Ziele konkurrieren gelegentlich miteinander. Die

⁶ Josef KÖSTLER, *Geschichte des Waldes in Altbayern* (Münchner Historische Abhandlungen. Erste Reihe 7), München 1934.

Autoren haben die geschilderte Gliederung dennoch gewählt, weil sie der Meinung sind, dass geschichtliche Prozesse am Beispiel konkreter Orte am besten zu verstehen sind“ (S. 8 f.).

Den Kapiteln zu den sieben Regierungsbezirken wird ein faktengeprägter Abschnitt („Bayerns Landschaften und Wälder“) zum aktuellen Stand der bayerischen Wälder und ihrer Bewirtschaftung vorangestellt. Es bleibt aber festzuhalten, dass weder die Einführung, noch dieser Überblick zum aktuellen Zustand der bayerischen Wälder eine klar erkennbare Fragestellung und historisch-kritische Einführung in die Materie bietet. Da diese Versäumnis auch im Lauf der Arbeit nicht nachgeholt wird, kann die Arbeit als Einführungswerk für Studierende, die in der Einführung als Zielgruppe explizit benannt werden, nur bedingt empfohlen werden.

Die folgenden sieben Kapitel thematisieren dann die Wälder und ihre Bewirtschaftung in Unter-, Mittel- und Oberfranken, der Oberpfalz, Nieder- und Oberbayern sowie in Schwaben, ehe der Endnotenapparat, ein Quellenverzeichnis, die Bildnachweise und ein knappes Personen- und Ortsregister die Arbeit abrunden.

Das bildreiche Layout und die sprachliche Ebene sowie die didaktische Strukturierung der gesamten Publikation (farbliche Abstimmung der Regierungsbezirke und Einleitung auf Übersichtsseite 6 mit Karte) kommen deutlich dem als Zielperson benannten interessierten Laien entgegen und werten die Arbeit merklich auf.

Jedes Kapitel zu einem der bayerischen Regierungsbezirke ist als in sich geschlossene Erzählung mit einem bestimmten Fokus und einer Zusammenfassung am Kapitelende angelegt. Am Anfang bildet stets ein ganzseitiges Farbbild einen Eyecatcher und dient als „visuelle Visitenkarte“ (Hamberger) des Bezirks. Zudem findet sich je eine Karte des Regierungsbezirks sowie eine tabellarische Zusammenfassung mit Angaben zur Wald- und Gesamtfläche sowie zur pro Kopf Waldfläche. Danach folgt jeweils ein kursiv gesetzter, ca. einseitiger Einführungstext zum Regierungsbezirk, seiner Landschaft und Geschichte. Am Ende jedes Kapitels wird dann wieder eine visuell durch Kursivsatz abgehobene Zusammenfassung geboten. Zudem erfolgt eine farbliche Kennzeichnung jedes Regierungsbezirks durch einen Randstreifen

in einem anderen Grünton. Hier lässt sich ein gut durchdachtes und visuell gut umgesetztes didaktisches Konzept erkennen, das dem Leser eine rasche Orientierung zwischen den Hauptkapiteln ermöglicht.

An dieser Stelle kann nicht auf jedes Kapitel zu den Regierungsbezirken und ihren Wäldern eingegangen werden. Jeder Regierungsbezirk wird aber mit einer prägnanten Überschrift auf einen bestimmten Betrachtungsschwerpunkt gelenkt, ehe dann exemplifizierende und weiterführende Abschnitte den Text strukturieren. Als Fallbeispiel kann hier der Abschnitt zur Oberpfalz herangezogen werden. Das Kapitel ist überschrieben mit: „Der Wald steht im Dienst der Eisenindustrie“. In eigenen Unterpunkten werden die Eisenindustrie im Oberpfälzer Becken, die Köhlerei am Beispiel Amberg, die Holzschlacht von Fuchsmühl sowie die Holznutzung und Walderschließung im Raum Bodenwöhr vorgestellt, ehe abschließend Ausführungen zu den Bayerischen Staatsforsten und der Forstreform von 2005 sowie die kursiv vom Text abgesetzte Zusammenfassung des Kapitels folgen.

Am gewählten Beispielkapitel sowie den Kapiteln zu den weiteren Regierungsbezirken drängt sich jedoch die Frage auf, ob die von Hamberger und Bauer gewählte Gliederung nach Regierungsbezirken für die vermittelten Inhalte und historischen Perspektiven der passendste Weg ist. Bei vielen Schwerpunkten lässt sich fragen, ob diese nicht auch in anderen Landesteilen prägend waren? Die Glasherstellung prägte beispielsweise nicht nur den niederbayerischen Raum im bayerischen Wald. Auch die bei Oberfranken aufgeführte Flößerei fand gerade an den großen Flüssen in Oberbayern (z. B. Isar und Loisach) sowie der Oberpfalz (Donau und Regen) große Bedeutung.

Mit Blick auf die historische Dimension der bayerischen Forstgeschichte wäre hier eine andere Gliederung, als die gewählte Zugangsweise über die vergleichsweise jungen Regierungsbezirke sinnvoller und einfacher zu handhaben gewesen. Damit hätte man mitunter auch die von den Autoren in der Einführung erwähnten konkurrierenden Ziele vereinen können. Auch vor dem pragmatischen Hintergrund, dass Wandlungsprozesse und Entwicklungen in Wälder per se langfristig ablaufen, wäre beispielsweise eine chronologisch strukturierte oder auf die

Nutzungsweise ausgerichtete Gliederung gerade bei einer forstgeschichtlichen Arbeit mitunter schlüssiger gewesen. Die gewählte administrativ-räumliche Zugangsweise über die Regierungsbezirke ermöglicht im Vergleich dazu nur eine vergleichsweise kurz-sichtige Dimension. Da in Bayern die Gliederung nach Kreisen und Bezirken erst 1806 eingeführt wurde, müssen zwangsläufig alle vor 1806 erfolgten historischen Entwicklungen, die im Buch behandelt werden aus dem gewählten Gliederungsschema fallen. Zudem waren auch die 1806 begründeten Kreise noch nicht deckungsgleich mit den heutigen Regierungsbezirken. Die hier angesprochene Problematik fällt v.a. deshalb auf, weil die Verfasser selbst die Bedeutung einer langfristigen Perspektive für die Waldentwicklung betonen: „Die Zeitspanne von der Begründung eines Bestandes bis zu seiner Ernte umfasst mehrere Menschengenerationen“ (S. 7). Eine weitere Folge der auf das moderne Bayern zugeschnittenen Gliederung ist, dass auch die besitz- und herrschaftsrechtliche Vielfalt und Komplexität der bayerischen Forstgeschichte, die vor der Säkularisation und Mediatisierung (1805) vielmehr als Konglomerat klösterlicher, kirchlicher sowie weltlicher Forstherren beschrieben werden muss, verloren geht bzw. kaum angesprochen wird. Gerade hier würde sich aber die regionale Entwicklung und Prägekraft besonders gut zeigen lassen, die die Verfasser vermitteln wollen. Außerdem lagen hier die Wurzeln der bis ins 19. Jahrhundert hineinwirkenden Entwicklung der königlich-bayerischen Forste. Diese Schwäche hätte mitunter durch ein übergeordnetes und historische Leitlinien zusammenfassendes Fazit kompensiert werden können, was aber leider unterblieben ist. Durch das Fehlen eines

expliziten Schlusskapitels bleiben leider die unter den einzelnen Regierungsbezirken angesprochenen Themenkomplexe isoliert voneinander. Hier hätte ein ähnlich umfassendes Schlussfazit wie das übergeordnete Einleitungskapitel (ca. 7 Seiten) gut getan, um nochmals die Besonderheiten und Gemeinsamkeiten auf einer gesamt-bayerischen Ebene herauszuarbeiten.

Auch der Blick in das Quellen- und Literaturverzeichnis offenbart leider einige gewichtige Fehlstellen (u. a. die Dissertation von Martin Knoll zur Landesherrlichen Jagd in Kurbayern⁷ oder die noch immer grundlegende Arbeit von Hans Tremel zu den säkularisierten Klosterwäldern⁸).

Die besprochene Arbeit kann also den in der Einführung gestellten eigenen Anforderungen nur bedingt gerecht werden. Die gewählte Gliederung führt zu den erörterten Problemen, die man durch eine andere Gliederungsweise hätte lösen können. Dennoch legen Hamberger und Bauer mit ihrer bayerischen Fortgeschichte nach langer Zeit endlich einmal wieder eine gut lesbare und im layout ansprechend aufgearbeitete und zeitgemäße Forstgeschichte vor. Die kurzweilig zu lesenden Texte, bieten aber stärker einen Einblick in das Selbstbild der bayerischen Forstverwaltung und -wirtschaft und ihrer historischen Ursprünge als eine quellenkritische Aufarbeitung der historischen Prozesse. In Zeiten, in denen forstgeschichtliche Lehrstühle aber zunehmend aus den universitären Strukturen verschwinden und die Forstgeschichte in der Lehre eine marginale Rolle einnimmt, ist ein kurzweilig geschriebenes Buch, wie dieses zu begrüßen, um potentiell interessierte Leser an die Materie heranzuführen.

Christian Malzer

⁷ Martin KNOLL, Umwelt – Herrschaft – Gesellschaft. Die landesherrliche Jagd Kurbayerns im 18. Jahrhundert, St. Katharinen 2004.

⁸ Hans TREMEL, Die säkularisierten Klosterwäldungen in Altbayern, Diessen 1924.

Jasmin Beer – Klemens Unger (Hg.), Kleine Regensburger Münzgeschichte. Münzen, Medaillen und Notgeld, Regenstauf: Battenberg 2016; 163 S.: ill.; ISBN 978-3-86646-136-9

Die Beiträge in diesem numismatischen Sammelband beleuchten „schlaglichtartig wichtige Stationen der Münzgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart“ und stellen

gleichzeitig einen Teil der Münz- und Medaillenbestandes des Historischen Museums vor. Einführend erläutert Klemens Unger, Kulturreferent der Stadt Regensburg, den

Anlass zur Publikation. Die Aufnahme der Stadt in die *Welterbeliste der Menschheit* durch die UNESCO im Jahr 2006 wurde mit der 100-Euro-Goldmünze aus der Serie „UNESCO Welterbe – Altstadt Regensburg mit Stadthof“ 2016 gewürdigt.

Römische Münzen in und um Regensburg stellt Rainer Albert in seinem umfangreichen Beitrag (S. 14–49) dar. „Das Fehlen bedeutender römischer militärischer oder ziviler Siedlungen im Regensburger Raum in der frühen römischen Kaiserzeit hat zur Folge“, dass kaum Fundobjekte vorliegen. Die Darstellung des Zeitraums bis zur Datierung des Schatzfundes von Regensburg-Kumpfmühl, der vermutlich 166 n. Chr. vergraben worden war, ist daher allgemein gehalten. Ausgewählte Beispiele dieses Münzschatzes, darunter jeweils ein Aureus aus der Zeit von Kaiser Nero (64/65 n. Chr.), Kaiser Vespasian (70 n. Chr.) und Kaiser Traian (103/111 n. Chr.), bilden die regionale Fundsituation ab. Die Darstellung der römischen Münzen bis zur Endphase der Provinz Raetia schließt sich daran an. Als Anhang deklariert, wird anhand von Fundmünzen, die „Menschen im Raum Regensburg in der Antike benutzt und verloren oder verborgen haben“, ansprechend das römische Münzsystem erklärt. Eine rasante Entwicklung nehmen der Zahlungsverkehr und damit auch das Münzwesen im Mittelalter, aufgrund des zunehmenden Handels sowie der territorialen Veränderungen und politischen Ereignisse. Hubert Emmerig, Numismatiker an der Universität Wien und ausgewiesener Experte der Regensburger Münzgeschichte, widmet sich vor allem der Regensburger Währung und dem Währungsgebiet (S. 50–69). Ausgehend von der ersten Münzstätte im bayerischen Raum, die sich in Regensburg befand, ist sein Beitrag einen Streifzug durch die mittelalterliche Geschichte Regensburgs und Bayerns. Übersichtlich werden die Entstehung des Münz- und Prägewesens sowie die Eigenschaften der Regensburger Münztypen, wie etwa des Regensburger Pfennigs, dargestellt und in die historischen Strukturen eingebettet.

Die wirtschafts-politische Entwicklung der „deutschen Metropole“ Regensburg, die gleichzeitig eng mit der Geld- und Währungsgeschichte verknüpft ist, untersucht Heinrich Wanderwitz, Leiter des Stadtarchivs Regensburg a.D. und profunder Kenner der Wirt-

schaftsgeschichte der Stadt, in seinem Aufsatz (S. 70–89). Dabei beginnt er bei den Anfängen Regensburgs in der römischen Zeit, stellt die schwer fassbare Epoche zwischen Antike und Mittelalter kurz dar und widmet sich schließlich dem Frühmittelalter ab dem 8. Jahrhundert. Vor allem die politischen Ereignisse beeinflussten die Wirtschaft nicht, sodass die Prosperität innerhalb Stadt bis zu Erhebung zu freien Reichsstadt deutlich spürbar war, was vor allem an der regen Bautätigkeit abzulesen ist. Durch die reichsstädtische Münze, im Jahr 1510 eingerichtet, war die eigene Münzprägung fortan garantiert, auch wenn man bei den meist prunkvollen Prägungen an die Vorgaben des Herzogtums Bayern gebunden war. Als Sitz des Immerwährenden Reichstags (seit 1663) profitierten Regensburg und die Bürger wirtschaftlich von den Gesandtschaften, dennoch stand die Stadt am Ende des Alten Reiches vor dem Bankrott und erholte sich erst langsam.

Die in Regensburg abgehaltenen Reichstage zwischen 1575 und 1608, welche von den Habsburger Kaisern einberufen worden sind, waren bedeutende Ereignisse. Als Erinnerung an die Versammlungen wurden Medaillen angefertigt, die gleichzeitig geschätzte Sammlerstücke sind. Mona Stocker präsentiert die Ergebnisse ihrer eingängigen Untersuchungen, sie beschränkt sich dabei auf die einschlägigen Medaillen, die sich im Bestand des Historischen Museums befinden (S. 90–109). Die prunkvoll ausgestalteten Medaillen enthielten teilweise kryptisch anmutende und verschlüsselte Abkürzungen und Impresen der habsburgischen Kaiser. Bemerkenswert erscheint hier beispielsweise ein Kompendium von Impresen von 1601, das unter Kaiser Rudolph II. entstanden ist. Darin wird die Buchstabenfolge ADSIT als Symbolum des Kaisers in 18 Einzelsätze aufgelöst, „die alle unter der zeittypischen Feindbildideologie stehen, indem sie den türkischen Bedroher verdammen“. Leider ist jedoch keine Münze mit dieser Prägung überliefert. Die besondere, sehr persönliche Ausgestaltung der Medaillen und gleichzeitig die Vielfalt komplettieren hier das Herrscherbild von Rudolph II.

Dass politische Ereignisse, besonders Kriege und Konflikte, Einfluss auf die Geldversorgung nehmen können, unterstreicht Hans-Ludwig Grabowski (S. 110–149). Er

stellt umfassend die Regensburger Notmünzen und Notgeldscheine in der Zwischenkriegszeit vor. Während des Ersten Weltkriegs wurde auch in Regensburg „das Geld knapp“. Ab dem Jahr 1917 wurden in Regensburg Notmünzen ausgegeben, gleichzeitig wurden ab 1918 Kriegsgeldscheine über 25 und 50 Pfennig in Umlauf gebracht. Die Kriegsentwicklungen erforderten den Druck und Ausgabe von Notgeldscheinen zu 5, 10 und 20 Mark, die jedoch nach Entspannung der Versorgungssituation im April 1919 wieder vernichtet wurden. Die Situation spitzte sich abermals zu und die Münzstätten konnten aufgrund von Materialmangel keine Münzen prägen und liefern. Da das Münzgeld bald gänzlich in Stadt fehlte und die Reichsbankstelle keine Lieferung erwartete, ließ die Stadtverwaltung Notgeldscheine zu 1 und 2 Pfennig herstellen. Zudem wurden private Notmünzen von Unternehmen sowie Biermarken ausgegeben. In Zusammenhang mit dem Mangel an Münzgeld wurden in Regensburg sogenannte Straßbahnmarken hergestellt, das nur zur Bezahlung von Fahrten dienen sollte. Interessanterweise entwickelte sich zeitgleich das Notgeld zum populären Sammlerthema, sodass viele Scheine und Münzen aus dem Umlauf entnommen und in Sammlungen integriert bzw. als Sammlungen angelegt wurden. Zeitweise wurden in Regensburg und reichsweit Neuauflagen und spezielle Sammlerausgaben von Notgeldscheinen gedruckt und verkauft. Dieses äußerst lukrative Geschäft endete jedoch mit der Vorinflation 1922/23 bzw. der Hochinflation 1923. Die wirtschaftliche Entwicklung machte auch in Regensburg die Ausgabe von Zahlungsanweisungen über 500.000 Mark, 1 Million Mark sowie 2 Million nötig, gleichzeitig brachten verschiedene Regensburger Firmen eigene Inflationsausgaben in Umlauf. Um die Hyperinflation zu stoppen, wurde im Reich sog. Wertbeständiges Notgeld eingeführt,

jedoch beschränkte man sich in Regensburg auf die Ausgabe von Goldschuldverschreibungen. Die Notgeldzeit endete schließlich mit der Einführung der Reichsmark 1924.

Im letzten Beitrag steht die Sammlung des Historischen Museums im Vordergrund. Jasmin Beer und Peter Germann-Bauer stellen die Erweiterung der Münz- und Medaillensammlung des Historischen Museums in den vergangenen 25 Jahren dar (S. 150–163). Zahlreiche Ankäufe auf Auktionen, darunter 52 Münzen aus der Sammlung von Egon Beckenbauer, einem Spezialisten für Regensburger reichsstädtische Münzen, sowie acht prachtvolle Goldmünzen. Im Jahr 2013 konnte man 32 Stücke aus der Sammlung von Walter Bach ersteigern, die teilweise sehr selten sind. Aus der Sammlung von Rudolf Spitzner wurden 2016 zehn weitere Münzen erworben. Besonders erwähnenswert ist die Schenkung einer Regensburger Familie. Insgesamt wurden 160 Regensburger Münzen und Medaillen sowie sieben Goldmünzen der Sammlung übergeben. Die älteste Münze ist ein Silberdenar von Herzog Heinrich II. und stammt aus den Jahren 967 bis 973. Die jüngste Prägung ist ein Konventionstaler von 1809.

Mit der *Kleine Regensburger Münzgeschichte* ist erstmals eine kompakt zusammengefasste Darstellung der Regensburger Münz-, Währungs- und Wirtschaftsgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart erschienen. Gleichzeitig wurde der interessante numismatische Bestand des Historischen Museums präsentiert, wobei die Auswahl größer hätte ausfallen können. Wünschenswert wäre auch die Nennung der Autoren im Inhaltsverzeichnis gewesen, was eigentlich Usus ist. Dennoch bietet dieses Kompendium neue Einblicke in die Entwicklung von Münzen, Medaillen und Notgeld, zumal dieser Band auch allgemein zur Beschäftigung mit numismatischen Themen animiert.

Raffael Parzefall

Dieter Schwaiger – Bruno Gallhuber, 300 Jahre Sebastianskirche auf dem Auberg bei Kallmünz. Votivkirche, Wallfahrtsstätte und Eremitenklaue (Regensburger kleine Beiträge zur Heimatforschung 4), Kollersried: Verlag Th. Feuerer 2015; 60 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISSN 2198-4476

Das 300-jährige Bestehen der kleinen Sebastianskirche, wie sie auch genannt wird, nehmen Bruno Gallhuber und Dieter

Schwaiger, zwei ausgewiesene Kenner der lokalen Heimatgeschichte und Baudenkmalforschung, zum Anlass, um auf die Entstehung

und Entwicklung der Kirche zurückzublicken und ihre Bedeutung darzustellen.

Die Votivkirche, die im Mittelpunkt des Hefts 4 der Reihe *Regensburger kleine Beiträge zur Heimatforschung* steht, wurde aufgrund eines Pest-Gelübdes der Marktgemeinde von Kallmünz errichtet. Im ersten Kapitel stellen die Autoren die Umstände der Errichtung, die baulichen Veränderungen sowie die künstlerische Gestaltung der Sebastianskirche dar. Das Wirken der Eremiten in Kallmünz ist eng mit den Wallfahrten zur Ehre des *Heiligen Sebastian* verbunden, ausführlich wird diese Verbindung beschrieben. Die Säkularisation der Klause am 24. Mai 1804 bedeutete das Ende des Wirkens der Eremitengemeinschaft in Kall-

münz. Nach der Aufhebung lassen sich verschiedenen Besitzer des Weberhauses feststellen, bevor in den 1930er Jahren der Versuch unternommen wurde, erneut einen Eremiten anzusiedeln. Dies wurde jedoch aufgrund des Fehlens eines geeigneten Eremiten nicht realisiert. Dank der zahlreichen Renovierungen durch die Marktgemeinde, die ebenso aufgeführt sind, konnte 2013 die 300-Jahrfeier der Kirche begangen werden. Der Aberg als Standort der Kirche und zugleich Aussichtspunkt sowie Motiv für Künstler steht im abschließenden Kapitel im Vordergrund. Eine kurze Zusammenfassung am Ende rundet diesen überaus informativen Beitrag zur Heimatforschung ab.

Raffael Parzefall

Bernhard Lübbers – Peter Morsbach (Hg.), *Bibliotheken, Literatur, Regensburg und die Oberpfalz. In memoriam Eberhard Dünninger (1934–2015) (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 13)*, Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2016; 178 S.; zahlreiche, größtenteils farbige Ill.; ISBN: 978-3-96018-007-4

Auch im Jahr 2016 erschienen wieder zwei Bände der etablierten Reihe der „Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg“. Der erste – inzwischen Band 13 – widmet sich dem Andenken an Professor Eberhard Dünninger, dem langjährigen Direktor der Staatlichen Bibliotheken Bayerns, daneben Honorarprofessor für Literatur an der Universität Regensburg, der am 31. Mai 2015 verstarb. Gegliedert ist der Band in vier Themen. Auf Beiträge von Verwandten und Freunden, die sich mit der Biographie Dünningers beschäftigten, folgen Aspekte seiner Forschungsschwerpunkte. Dazu zählen einerseits die Bibliotheksgeschichte, andererseits die Literaturwissenschaft. Räumliches Hauptforschungsfeld war hierbei die Geschichte der Oberpfalz und Regensburgs, wie die umfangreiche, von Konrad Zrenner detailliert recherchierte Bibliographie der Schriften und Veröffentlichungen Eberhard Dünningers am Schluss des Bandes ausweist. Die Beiträge entstammen einem Symposium, das am 29. Oktober 2015 in Regensburg stattfand.

Offenbar werden die engen Bezüge, die jeder der zwölf Autoren mit Eberhard Dünninger verband. So finden sich in fast jedem Beitrag Verweise auf Publikationen von Dünninger. Eingeleitet wird das Werk

von Leonhard Dünninger, Sohn des Geehrten, der seine Erinnerungen an den Vater vorstellt. Der Leiter der Bavarica-Abteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, Klaus Kempf, beschrieb Dünningers Wirken als Generaldirektor 1986-1999 unter dem Titel „Zwischen Kontinuität und Aufbruch“. Vor dieser Zeit war der Geehrte im Bayerischen Kultusministerium tätig, worauf der Beitrag von Hans Maier Bezug nimmt. Ab 1992 war Dünninger dann Honorarprofessor für Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Regensburg. Dieser Phase seines Lebenswegs widmet sich der Beitrag von Bernhard Gajek, wobei auch Dünningers Rolle als Forscher der oberpfälzischen Geschichte betont wird. Die folgenden Kapitel widmen sich den Inhalten von Professor Dünningers Forschungsfeldern. Manfred Knedlik, ein ausgewiesener Kenner der Klostergeschichte der Oberen Pfalz und hier wiederum der Geistesgeschichte, zeichnet die Entwicklungslinien der monastischen Bibliotheken von den Anfängen bis zur zweiten Auflösung der Klöster am Anfang des 19. Jahrhunderts nach. Von den mittelalterlichen Buchbeständen ist fast nichts mehr erhalten, lediglich die zahlreich überlieferten Bibliothekskataloge, die im Zuge der Reformation und der damit verbundenen ersten Auflösung entstanden sind, ver-

mitteln einen Einblick in das Geistesleben jener Monasterien. Nach der Rekatholisierung wurden die meisten Klöster wiederbegründet, konnten jedoch wegen der Zerstreuung der Bücherbestände in Amberg nicht an diese Traditionen anknüpfen, sondern waren gezwungen, einen völlig neuen Bestand aufzubauen. Doch auch dieser wurde nach 1800 wiederum aufgelöst, der größte Teil ging in die neu begründete Provinzialbibliothek in Amberg, die wohl als „Hüter des Buchbesitzes“ gesehen werden kann. Der durchaus dichte Überblick konnte auf zahlreiche Einzelforschungen zurückgreifen, die sich zumeist einzelnen Klöstern oder Zeitstellungen widmen und die hier sehr gut zusammengestellt sind. Der zweite Beitrag zum Thema Bibliotheken, verfasst von Bernhard Lübbers, behandelt einen Vorgänger Dünningers in der Münchner Staatsbibliothek – Johann Andreas Schmeller. Neben der Nachzeichnung von Schmellers Lebensweg steht hier seine Tätigkeit an der bayerischen Hofbibliothek im Vordergrund, dessen Erfassung der durch die Säkularisation gigantisch gewachsenen Handschriftensammlung. Darüber hinaus edierte er mehrere herausragende Handschriften und brachte sie im Druck heraus. Das dritte Kapitel – Literatur – leitet der Beitrag Christine Riedl-Valders ein, die sich mit den deutschen Schriften des bayerischen Humanisten Johannes Aventin befasste. Dünningers Vortrag über die „literarische Entdeckung des bayerischen Waldes“ aufgreifend, stellte Marita Panzer Maximilian Schmidt – genannt Waldschmidt (1832–1919) vor, welcher als Schriftsteller durch zahlreiche Romane über den bayerischen Wald und den Böhmerwald, die er weniger trennend als vielmehr eng verbunden wahrnahm, in Erinnerung blieb. Der Mitherausgeber Peter Morsbach spürte zu Beginn des vierten Kapitels dem „Bild Regensburgs und der Oberpfalz bis zum Ende des alten Reiches

aus dem Blickwinkel des historischen Städtebaues“ nach, wobei er sich vornehmlich auf zwei Publikationen Dünningers stützt, die wiederum den Eindruck von Literaten auf die Stadt behandelten. Diese waren bis in die Frühe Neuzeit offenbar vom Türmereichtum der Stadt und der Römerbauten beeindruckt. Im 18. Jahrhundert verkehrte sich diese Sichtweise völlig. Plötzlich stand die Stadtbebauung wegen ihrer Unregelmäßigkeit in der Kritik, Eichendorff bezeichnete die Stadt gar als eine „ungeheure Ruine“. Professor Dünningers Engagement für das ehemalige Kloster Prüfening nahm Peter Styra zum Anlass, den Lebensweg Pater Emmerams nachzuzeichnen, der von 1951 bis zu seinem Tod 1994 die Abtei Prüfening bewohnte. Geboren 1902 als Max von Thurn und Taxis trat er 1923 in die Benediktinerabtei Neresheim ein, versuchte sich ab 1951 erfolglos mit der Wiedererrichtung eines Klosters in Prüfening. Die Anlage hatte das Haus Thurn und Taxis 1899 erworben und als Sommerresidenz ausgebaut. Pater Emmeram blieb allein im Schloss, lediglich zu einer Rockergruppe hatte er näheren Kontakt. Der letzte Beitrag befasste sich mit dem tschechischen Intellektuellen Fridolin Macháček, auf welchen Jörg Skriebeleit durch Dünninger aufmerksam gemacht wurde. Macháček war 1941 von seinem Amt als Stadtarchivar in Pilsen wegen seiner patriotischen Gesinnung enthoben worden und 1944 durch die Gestapo inhaftiert und ins KZ Flossenbürg gebracht worden. Ausführliche Zitate aus seinen Erinnerungen veranschaulichen die Grausamkeiten der Gestapo und die Zustände im Lager Flossenbürg. Zu seinem Leben erschien jüngst ein Buch in der Reihe der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

Mit diesem Werk möchten die Herausgeber und Autoren Eberhard Dünninger ehren und seine Verdienste würdigen. Es ist ihnen gelungen!

Bernhard Fuchs

„Stark und Rot – eindeutig Regensburg“: Continental Arena. Das neue Regensburger Fußballstadion – ein Bautagebuch in Wort und Bild, Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2016; 224 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-7954-3108-2

Seit 2015 verfügt Regensburg mit der Continental Arena über ein modernes Stadion, das den aktuellen Anforderungen des Profisports genügt. Die Stadt Regensburg

hat in ihrer Funktion als Bauherr ein großformatiges und reich illustriertes Bautagebuch herausgegeben, mit dem die Entwicklung von der grünen Brache bis hin zu den ersten

Spielen in der neuen Arena nachzuvollziehen ist. In kompakten aber dennoch aufschlussreichen Artikeln und Interviews kommen die Beteiligten, wie Vertreter der Stadt, des SSV Jahn Regensburg oder des Namensgebers und Sponsors Continental AG zu Wort. Die sportlichen und wirtschaftlichen Beweggründe für den Neubau eines städtischen Fußballstadions sowie die Standortwahl werden dargestellt. Daneben werden die technischen Anforderungen und die architektonische Gestaltung näher beleuchtet sowie zahlreiche Daten und Fakten zu den verschiedensten Teilbereichen der neuen Spielstätte angeführt.

Der Bau der Continental Arena markiert, nach fast 90 Jahren Fußball im Jahn-Stadion, für die jüngste Geschichte der Stadt Regensburg zweifelsohne einen erinnerungswürdigen, gleichsam historischen Vorgang. Hierfür können schon allein die Gesamtkosten von mehr als 50 Millionen Euro für Erschließung, Stellplätze und Stadion auf einer Fläche von rund 20 Hektar angeführt werden. Dieser Betrag musste durch die Stadt finanziert werden und stellt eine durchaus erhebliche Belastung für den Haushalt dar. Für die kommenden Jahre wird ein jährliches Gesamtdefizit, bestehend aus Tilgung und Betriebskosten, von rund 3 Millionen Euro veranschlagt. Prompt fand sich die neue Arena 2015 im „Schwarzbuch“ des Bundes der Steuerzahler wieder.

Das der Stadtrat dieses Bauvorhaben dennoch befürwortete, ist nicht zuletzt auf die große Wirtschaftskraft Regensburgs und die zuletzt kontinuierlich sprudelnden Steuereinnahmen zurückzuführen. Der Stadionbau spiegelt also zum einen die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt zu Beginn der 2010er Jahre wider. Zum anderen zeigt sich darin auch eine kommunalpolitische Schwerpunktsetzung, sieht man in dem neuen Stadion doch eine Investition in die Zukunft, die den Anspruch als Sportstadt unterstreichen soll. So ist neben der multifunktionalen Donau-Arena für den Eissport und der Armin-Wolf-Arena, dem größten Baseballstadion in Deutschland, nun mit der Continental Arena auch ein modernes Fußballstadion in Regensburg vorhanden.

Damit trägt die Stadt der immensen Bedeutung, die dem (Leistungs-)Sport und gerade dem Profifußball in unserer Gesellschaft zukommt, Rechnung. Beispielhaft sei hier nur

auf das „Sommermärchen“ der Weltmeisterschaft in Deutschland im Jahr 2006, die stets hohen Einschaltquoten bei Fernsehübertragungen oder die Besucherrekorde in den Stadien verwiesen. Fußball ist ein beliebtes Gesprächsthema, das gerne und kontrovers debattiert wird. Die Rolle, die den Spielstätten dabei zukommt, verdeutlicht sich etwa in den regelmäßig wiederkehrenden Diskussionen um die Qualität von WM-Stadien oder dem jahrelangen für und wider eines Stadionneubaus, wie eben auch in Regensburg. Nur wenig wird von vielen so erinnert und anekdotenhaft erzählt, wie einst im Stadion erlebte Siege oder Niederlagen. Bereits jetzt ist der Aufstieg des Jahn von der Regionalliga Bayern in die 2. Bundesliga binnen zweier Jahre untrennbar mit dem neuen Stadion verbunden.

Ob die Continental Arena einst einen solch legendären Ruf bei den Fans erringen wird, wie ihn das Jahn-Stadion zuletzt genoss, bleibt jedoch abzuwarten. Die Arena wird neue Markenzeichen benötigen, die es im „Jahn-Turm“ – mit den traditionellen Tafeln zur Anzeige des Spielstandes – oder der beliebten Gaststätte „Jahntribüne“ gab. Solche Erinnerungsorte sind gemeinschafts- und identitätsstiftend für die Fans, den Verein und die Stadt.

Desweiteren wird der Bau des Stadions in den kommenden Jahren Auswirkungen auf die Stadtentwicklung und Verkehrsplanung haben. Eine Vielzahl an Parkplätzen und ein Verkehrsleitsystem können dennoch nicht die obligatorischen Staus vor und nach dem Spiel verhindern. Der eigentlich verkehrsgünstig gelegene Standort zwischen Autobahn und Franz-Josef-Strauß-Allee verkehrt sich, besonders während des abendlichen Berufsverkehrs im ohnehin stark frequentierten Stadtsüden ins Gegenteil. Doch auch die Frage der Auslastung des Stadions, in dem in der Regel nur alle zwei Wochen ein Fußballspiel stattfindet, wurde bereits nach der Eröffnung der Arena wieder diskutiert. Geplant und ausgeführt wurde jedoch ein reines Fußballstadion. Ohne bauliche Maßnahmen sind derzeit daher keine anderen Veranstaltungen, wie z.B. Konzerte, auf dem Rasen möglich. Mit dem integrierten Continental Communication Center steht allerdings ein Veranstaltungsort zur Verfügung. Hier ergibt sich künftig potentielles Konfliktpotential durch den Bau einer Tagungsstätte im Alten

Schlachthof und dem geplanten Kultur- und Kongresszentrum am Ernst-Reuter-Platz.

Der vorliegende Band zur Continental Arena kann und will nicht mehr sein, als eine detailreiche und vorzüglich bebilderte Bauchronik. Mit dem neuen Stadion ergeben sich jedoch vielfältige Impulse, die sich in ver-

schiedensten Bereichen auf die Stadtgemeinde und den regionalen Fußballsport auswirken werden und künftig einer kritisch-historischen Würdigung im Kontext der Regensburger Kommunalgeschichte unterzogen werden sollten.

Konrad Zrenner